

Reihe »Geschichte und Geschlechter«
Herausgegeben von Claudia Oritz-Belakhal, Angelika Schaser
und Beate Wagner-Hasel
Band 49

Martin Dinges (Hg.)

Männer – Macht – Körper

Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute

Martin Dinges ist stellvertretender Leiter des Instituts für Geschichte
der Medizin der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart und ao. Professor
für Neuere Geschichte an der Universität Mannheim.

Campus Verlag
Frankfurt / New York

Inhalt

»Hegemoniale Männlichkeit« – ein Konzept auf dem Prüfstand 7

Martin Dinges

Dominante Männlichkeiten

Der Mythos vom Kaiser Karl

Die narrative Konstruktion europäischer Männlichkeit im

Spätmittelalter am Beispiel von Karl dem Großen..... 37

Bea Lindt

»Der hat ainen weibischen muot ...«

Männlichkeitskonstruktionen bei Konrad von Megenberg und

Hildegard von Bingen..... 52

Andrea Moshövel

Frühmoderne hegemoniale Männlichkeiten

»Die Opfer des Herren«

Das Ringen um Männlichkeiten im ersten täuferischen Martyrologium 69

Nicole Grochowina

Studentenkultur als Ort hegemonialer Männlichkeit?

Überlegungen zum Wandel akademischer Habitusformen vom

Ancien Régime zur Moderne..... 85

Marian Früßel

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-593-37859-0

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2005 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Unter Verwendung einer Lithographie von P. Deckers (um 1846): Bonner Studentenleben: Landesvater (Abb. 78 aus der Sammlung Deutsche Gesellschaft für Hochschulkunde (DGfH) im IfH, in Paulgerhard Gladen: *Gandeeanus igitur. Die studentischen Verbindungen einst und jetzt*, unter Mitarbeit von Ulrich Becker, 2. Aufl., München 1988)

Druck und Bindung: PRISMA Verlagsdruckerei GmbH

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

Moderne hegemoniale Männlichkeit

Zur Relevanz des Connell'schen Konzepts hegemonialer Männlichkeit für »Militär und Männlichkeit/en in der Habsburgermonarchie (1868–1914/1918)« 103

Christa Hämmerle

Koloniale Vaterschaft zwischen Marginalisierung und Hegemonie
Männlichkeiten in der entstehenden imperialen Gesellschaft Frankreichs
(1870–1914) 122

Marc Schindler-Bondiguel

Marginalisierte Männlichkeiten?

Auf Kneipe und Fechtboden
Inszenierung von Männlichkeit in jüdischen Studentenverbindungen
in Kaiserreich und Weimarer Republik 141

Miriam Rürup

»Das ekle Geschmeiß«
Mann-männliche Prostitution und hegemoniale
Männlichkeit im Kaiserreich 157

Martin Lücke

Männerbund Fußball – Spielraum für Geschlechter im Stadion
Ethnographische Anmerkungen in sieben Thesen 173

Almut Stitzle

Gewalt in Blau
Zum Gewaltdiskurs in Blaubart-Texten des 20. Jahrhunderts
aus der Sicht der Männlichkeitsforschung 192

Monika Szczępaniak

Soziologische Perspektiven

Hegemoniale Männlichkeit
Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive 211

Michael Menzer, Sylka Scholz

Autorinnen und Autoren 229

»Hegemoniale Männlichkeit« – Ein Konzept auf dem Prüfstand

Martin Dinges

1. Das Konzept und sein Hintergrund

Der australische Soziologe Robert William Connell hat 1987 sein Konzept der »Hegemonialen Männlichkeit« zunächst in dem Buch *Gender and Power*, später in weiteren Fassungen vorgelegt.¹ Seither wurde sein Interpretament insbesondere in der englischsprachigen Literatur rezipiert, die in der Genderforschung die Rolle des Trendsetters spielt. Insofern ist der weltweite Einfluß von Connell's Überlegungen schwerlich zu überschätzen, der noch durch Übersetzungen seiner Werke seit Mitte der 1990er Jahre weiter stieg. Connells Versuch, der entstehenden Männerforschung einen theoretischen Rahmen zu bieten, entsprach also einem weit verbreiteten Bedürfnis. Wichtige Grundzüge des Konzepts »hegemoniale Männlichkeit« werde ich im Folgenden anhand der deutschen Übersetzung eines seiner späteren Werke, *Masculinities*, darstellen.² Im Jahre 1999 unter dem Titel *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* publiziert, wurde diese Fassung des Ansatzes im deutschen Sprachraum am meisten rezipiert.

Hintergrund für die Entstehung von Connells Konzept ist einerseits die feministische Kritik der 1970er und 1980er Jahre am Patriarchat in allen seinen Ausprägungen in Wirtschaft, Politik und »Privateben«. In dieser Fassung des Patriarchatskonzepts war neben den konkreten Erscheinungsformen die stete Reproduktion von Männerherrschaft die zentrale Aussage. Gleichzeitig thematisierte die Kapitalismuskritik Herrschaft einer Minderheit über die Mehrheit als *Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus* (Habermas) und als Problem des »falschen Bewußtseins« der unterdrückten Arbeiterschaft. Der italienische marxistische Theoretiker Antonio Gramsci (1891–1937) hatte während seiner Gefängniszeit im faschistischen Italien die Entstehung eines solchen »falschen«

1 Connell, 1987; eine frühere Fassung ist in einem gemeinsam mit Carrigan, 1985 gezeichneten Artikel publiziert; der Diskussionsstand bei der Entstehung von Connell, 1995 läßt sich gut anhand der von Connell herausgegebenen Zeitschriftensondernummer (Connell, 1993) nachvollziehen.

2 Connell, 1995, Übersetzungen u.a. auch ins Italienische (1996) und Schwedische (1999).

Bewußtseins mit der kulturellen Hegemonie des Bürgertums zu erklären versucht.³ Seine Überlegungen wurden seit den 1970er Jahren rezipiert. Schließlich war eine gesellschaftskritische Fassung der Psychoanalyse – vom »autoritären Charakter«, den die Frankfurter Schule als Begleiterscheinung des Kapitalismus diagnostizierte, bis zu Theorien der sexuellen Befreiung (Wilhelm Reich, 1897–1957) in der sich selbst als »kritisch« bezeichnenden Soziologie und in der öffentlichen Diskussion damals sehr bedeutsam. Die genannten Werke lagen sämtlich in englischer Sprache vor und prägten auch Connells Überlegungen.

Nach Connell »kann man hegemoniale Männlichkeit als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)«⁴ (98).

Mit dieser Definition betont Connell erstens die Praxis, also das Handeln, als den Kernpunkt seines Konzepts. Damit werden Interaktionen in den Vordergrund gerückt.

Connell grenzt sich von den damals dominanten funktionalistischen Theorien kultureller Reproduktion – auch der Geschlechterordnung – ab. Es geht ihm demnach nicht um Rollen und Rollenerfüllung, weder in dem strukturfunktionalistischen Sinn, daß Subjekte sich systemischen Vorgaben anpassen und damit das reproduzieren, was von Männern und Frauen erwartet wird, damit die Gesellschaft weiterfunktionieren kann; noch sind Rollen im Sinn eines offeneren Konzepts gemeint, das die Wahlfreiheit der Subjekte höher einschätzt und nicht von einer automatischen Rückbindung des Rollenverhaltens an die Reproduktion einer Gesellschaft ausgeht.⁵ »Hegemoniale Männlichkeit« sei ein dynamisches Konzept – an anderer Stelle fällt auch der Begriff »dialektisch« (57). Interaktionen könnten Geschlechterarrangements verändern und nicht zuletzt andere Ergebnisse hervorbringen als von den Subjekten oder den »Institutionen« intendiert.

Zweitens bezieht sich Connell in seiner Definition nur auf geschlechtsbezogene Praktiken, die allerdings nicht näher definiert werden. Damit sollen wohl andere Verhaltensweisen ausgeschlossen werden. Offen bleibt die wichtige Frage, ob es nicht geschlechtsbezogene Praktiken überhaupt gibt. Jedenfalls verweist die Verwendung des Praxisbegriffs eher auf Gender als den für Connell konstitutiven Ansatz. Demgegenüber kann »Patriarchat« zumindest im

3 Erstmals Hoare, 1971.

4 Connell, 1999, 98; ab hier wird dieses Werk nur mit der Seitenangabe im Text zitiert.

5 Connells Kritik am Rollenbegriff ist sehr explizit, s. 1999, 39–46.

Sinne einer sich selbst reproduzierenden systemischen Ordnung, die immerwährende Männerherrschaft garantiert, nicht wirklich gemeint sein. Einerseits scheint Connell einen gewissen Voluntarismus der Praxis anzunehmen, denn nur dieser würde die Veränderbarkeit der Geschlechterordnung ermöglichen – das ist sein emanzipatorischer Impetus – andererseits scheint »hegemoniale Männlichkeit« aber zur jeweiligen Reproduktion von Männerherrschaft zu dienen.

Drittens steht eine Konfiguration solcher Praktiken im Vordergrund, also ein Ensemble von Praktiken, die sich in einem relativ stabilen, aber nicht statischen Verhältnis zueinander befinden. Diese begriffliche Anleihe bei Norbert Elias verweist auf einen Reproduktionsmechanismus von Herrschaft, in dem wiederholte Praktiken den Status und die Stabilität von Institutionen erreichen können. Connell selbst würde vielleicht den strukturierenden Charakter von Praktiken für Institutionen und umgekehrt von Institutionen für Praktiken – etwa im Sinn des Soziologen Anthony Giddens – betonen.⁶ In dieser Fassung bedingen und stabilisieren sich Strukturen und Praktiken gegenseitig und können sich beide ebenso modifizieren.

Viertens werden diese Praktiken als defensive Verhaltensweise vorgestellt, denn sie werden als Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats charakterisiert. Herausforderungen sieht Connell in der Frauen- und in der Schwulenbewegung, die beide die Art patriarchalischer Männlichkeit, wie sie sich im 19. Jahrhundert umfassend herausgebildet habe, in Frage stellten. Da Connell die »Homophobie«, also die scharfe Ablehnung gleichgeschlechtlichen Begehrens und entsprechender Beziehungen unter Männern, für einen konstitutiven Aspekt hegemonialer Männlichkeit hält, schätzt er das Destabilisierungspotential der Schwulenbewegung als hoch ein. Drei andere Herausforderungen an das Patriarchat begründet er modernisierungstheoretisch: die universalistischen Tendenzen des modernen Staates, der Markgesellschaft und der Bildungssysteme, die letztlich alle auf eine Gleichstellung von Frauen und Männern hinwirkten. Zunehmende Gewalt im Geschlechterverhältnis betrachtet er dementsprechend als Krisensymptom einer unter Druck befindlichen Geschlechterordnung, die die Männer privilegierte (104 f.).⁷

Fünftens charakterisiert Connell diese geschlechtsbezogenen Praktiken mit dem Begriff der Verkörperung. Connell unterstreicht die zentrale Rolle des Körpers als Bezugspunkt vergeschlechtlichter Praxis. Die Repräsentationsfunktionen des Körpers werden lediglich angedeutet. Wichtig ist Connell die

6 Giddens, 1988.

7 Diese Gewalttätigkeit verweist m. E. gleichermaßen auf eine steigende Unsicherheit männlicher Rollenperformance wie auf eine höhere Konfliktbereitschaft von Frauen.

Abgrenzung von diskurstheoretischen Ansätzen. Gegen diese besteht er auf der Bedeutung des physischen Auslebens und des körperlichen Ertragens von Geschlechterbeziehungen. Keineswegs sei alles Text. Sexualität und sexuelle Präferenzen spielen dementsprechend im Männlichkeitskonzept von Connell eine große Rolle. »Hegemoniale Männlichkeit« sei – individualpsychologisch wie historisch – seit dem späten 18. Jahrhundert mit Homophobie verbunden. Die Ausgrenzung bestimmter Sexualpraktiken und Verhaltensformen unter Männern werde betrieben, um sie als unmännlich bzw. weiblich abzuwerten. Der von der modernen hegemonialen Männlichkeit geforderte Standard sei »Zwangsheterosexualität«. Das mag auch als Beispiel dienen für die historische Veränderbarkeit der Formen von dominanter und damit noch nicht »hegemoniale« Männlichkeit im Sinne Connells. Verkörperung meint bei Connell keinesfalls, daß das Verhalten von Männern oder Frauen durch ihr biologisches Geschlecht determiniert wäre, wie das in frühen Fassungen des Patriarchatskonzept angenommen wurde.⁹

Sechstens wird der Begriff Patriarchat von Connell trotzdem verwendet. Er bestimmt es doppelt als Dominanz der Männer und als Unterordnung der Frauen. Damit unterstreicht er – neben dem Herrschaftsverhalten von Männern – die Bedeutung der Akzeptanz von Unterordnung durch Frauen als Teilbedingung patriarchaler Herrschaft. Connells Patriarchatsbegriff scheint einerseits eine immerwährende Herrschaftsrelation zwischen Männern und Frauen – etwa im Sinn von Hegels »Herr und Knecht« – zu beinhalten, andererseits ist Patriarchat historisch spezifisch und damit unterschiedlich stark ausgeprägt. Connell wendet den Begriff Patriarchat herrschaftskritisch: Eine Reduzierung patriarchalischer Verhältnisse ist demnach besser und bedeutet Fortschritt. Allerdings geht er nicht von linearen historischen Prozessen – zum Ab- oder Aufbau von patriarchalen Strukturen – aus. Während der letzten Jahre thematisiert Connell aktuelle globale Tendenzen zur Durchsetzung okzidentaler Modelle hegemonialer Männlichkeit, bei denen auch die Kategorie »Rasse« – besonders im Zusammenhang mit Migrationen – noch stärker in den Blick kommt.¹⁰ Der Patriarchatsbegriff ist bei ihm insgesamt wenig analytisch und hat im empirischen Teil seines Werks gegenüber dem zentraleren Praxisbegriff eher die Position einer Hintergrundfolie.

Siebtens wird mit der in Klammern gesetzten Formulierung am Ende der einleitend zitierten Definition, nämlich »gewährleisten soll«, der ambivalente Charakter des Konzepts angedeutet: Als Zielvorgabe beinhaltet »hegemoniale

8 Der Begriff ist aus der Frauenforschung übernommen. Dort wirke sich Zwangsheterosexualität insbesondere in der zwingenden Erwartung aus, sich zu verheiraten.
9 Meyer, 1993.

10 Connell, 1998, s.a. Connell, 2000, 26 f.

Männlichkeit« immer auch die Möglichkeit (teilweisen) Scheiterns. Einerseits ist sie kulturelle Orientierung, andererseits alltägliche Praxis. Connell verweist an dieser Stelle auf die Flexibilität des Hegemoniebegriffs, den er von Gramsci übernimmt: Hegemonie sei nie auf Dauer gesichert, sondern müsse immer wieder – bei Gramsci *nota bene*: in Klassenkämpfen – errungen werden. Bereits in einer früheren Publikation von 1977 unterschied Connell drei Ebenen, die nicht die Strenge einer Theorie, sondern eher den Status eines lockeren Rahmens (framework) hätten: Der soziopolitische Block, der durch »personal politics, social attitudes, individual consciousness« charakterisiert sei; das Unbewußte, das regelmäßige Verhaltensweisen mit Hilfe von Ideologie steuere; schließlich Routineinteraktionen, die unabhängig von den beiden ersten Ebenen analysiert werden könnten.¹¹ Dies mag als Erläuterung dienen, wie Connell sich das Funktionieren von Hegemonie vorstellt. Das Konzept »Hegemoniale Männlichkeit« beschreibt demnach gleichzeitig eine Herrschaftsnorm und vielfältige – bewußte und unbewußte sowie routinisierte Formen – ihrer Umsetzung.¹² Für die heuristische Nutzung führt diese Dopplung als Zielvorgabe und gelebte Realität zu erheblichen Problemen.¹³

Achtens nennt er als Dimensionen, innerhalb derer sich hegemoniale Praktiken ausbilden, Macht, Arbeitsteilung und emotionale Bindungsmuster, die sich zu Geschlechterregimes zusammenfänden. Man erkennt hier die Trias von Herrschaft, Arbeit und Kultur wieder, die Max Weber gegen eine Tendenz zur Überbetonung der ökonomischen Basis im Werk von Karl Marx entwickelte. Auch Connell reiht sich mit dem dritten Element in die Kritik an ökonomistischen und politischen Verkürzungen der Analyse von Herrschaft ein.¹⁴ Das legt der Untersuchungsgegenstand allerdings auch sehr nahe, denn emotionale Bindungsmuster (107) sind für die Beziehungen zwischen Männern und Frauen im Guten wie zur Aufrechterhaltung von Herrschaftsbeziehungen – bis hin zur fatalen Bindung geschlagener Frauen an den Täter – besonders wichtig.¹⁵

Connell tendiert hier allerdings trotz seiner einleitenden Übersicht über die Beiträge der Psychoanalyse zur Männlichkeitsforschung (26–39) zu einer herrschaftssoziologischen Engführung. Der Verweis auf das Verbot von Gefühlen, Bindungen und Lust innerhalb der patriarchalen Ordnung und damit einhergehende Spannungen greift zu kurz. Auch die Fallstudien betreffen ganz überwiegend Sexualität und bieten wenig zu Gefühlen und emotionaler Bin-

11 Connell, 1977, 207f.

12 In seiner anthropologischen Studie unterstreicht Almeida, 1996 diese Differenz immer wieder. Sie wurden insbesondere im Zusammenhang mit den Modernisierungstheorien diskutiert.

14 So schon 1977 explizit unter Bezugnahme auf die »Frauenbewegung«, Connell, 1977, 207.

15 Dazu Bauer/Hämmerle, 2005.

dung zwischen Männern und Frauen (145–148, 160, 172, 195 ff.). Meines Erachtens sollte sich gerade eine differenzierte Analyse der Herrschaftsmechanismen innerhalb von Geschlechterbeziehungen nicht einer doppelten theoretischen Fundierung in Soziologie und Psychologie bzw. Psychoanalyse betrauen.¹⁶

Eine Stärke von Connells Ansatz bleibt es demgegenüber, die Verankerung von Geschlechterbeziehungen in ökonomischen Lagen nicht aus dem Auge zu verlieren. Gleichzeitig konstatiert er unterschiedliche Funktionsweisen der Geschlechterverhältnisse in den drei genannten Dimensionen: Macht wird in Über- und Unterordnung, Arbeitsteilung in Trennung und Positionszuweisung, emotionale Bindung über Sexualität und Gefühl konstituiert. Er läßt m. E. nur scheinbar offen, ob diese Punkte gleichwertig sind. Da sein Ansatz herrschaftstheoretisch konstruiert ist, spielen Machtverhältnisse im Vergleich zu Arbeit und Emotion kategorial eine vorrangige Rolle.

Neuntens sei darauf verwiesen, daß Connell die internen Differenzierungen zwischen Männern innerhalb der üblichen Praktiken hegemonialer Männlichkeit herausstellt (99–102): Auf das Muster, die Homosexuellen als unmännlich auszugrenzen und in untergeordnete Positionen zu drängen, wurde bereits hingewiesen; ansonsten diene Komplizenschaft zwischen Männern generell der Stabilisierung ihrer Position. Dabei würden Probleme aus dem Bereich von Familie und Ehe eher nicht thematisiert. Ziel des Zusammenhalts unter Männern sei die Sicherung ihrer »Hegemonierente« gegenüber allen Frauen.¹⁷ Gemeint sind damit die Vermögens-, Macht- und emotionalen Vorteile, die Männer aus ihrer gemeinsam gehaltenen Position als Mann beziehen. Marginalisierung werde insbesondere gegenüber Männern aus untergeordneten Klassen oder ethnischen Gruppen praktiziert.

Zehntens haben wir es, insgesamt betrachtet, mit einem recht locker gestrickten Ansatz zu tun – Connell selbst nennt sein Konzept einen »begrifflichen Rahmen« (111). Daß das Interpretament »hegemoniale Männlichkeit« theoretisch flexibel und inhaltlich ziemlich unbestimmt war, erhöhte m. E. seine Chancen, sich geradezu als Paradigma der entstehenden Männerforschung weltweit durchzusetzen. Insofern kann man einerseits keine sehr detaillierten Vorgaben für empirische Validierungen erwarten, andererseits kann eine empirische Nutzung auf dem Weg der Falsifikation ggf. notwendige Erweiterungen voranbringen.

16 Als Historiker fällt es mir leichter, nicht den Vorrang der Soziologie gegenüber der Psychologie behaupten zu müssen, wie das Connell für seine Disziplin tut, 39; auch Tosh, 1998, 196 f. unterstreicht die Notwendigkeit einer gleichgewichtigen Beachtung beider Komponenten; s. a. Arx/Gisin, 2003.

17 Differenzierend zur Hegemonierente in Gesellschaften der Gegenwart Farrell, 1995.

Der Status des Konzepts als flexibler Rahmen hat allerdings nicht daran gehindert, daß schon früher Präzisionen und Modifikationen angemahnt wurden.¹⁸ Als Weiterentwicklung des Konzepts wurde schon vor Jahren von Michael Meuser »geschlechtlicher Habitus« vorgeschlagen.¹⁹ Scholz mahnte an, nicht von einer, sondern von mehreren hegemonialen Männlichkeiten auszugehen.²⁰ Solche soziologischen Perspektiven werden im letzten Kapitel dieses Bandes – auch im Lichte der Beiträge – entwickelt.

2. Rezeptionen und Modifikationen

Die Rezeption des Connellschen Ansatzes durch Historiker und Historikerinnen zeichnet sich durch die bei solchen Rezeptionsprozessen übliche Bandbreite aus, die vom wenig reflektierten Gebrauch der Worthülse »hegemoniale Männlichkeit« bis zum konkreten Aufgreifen einzelner Komponenten des Konzepts als heuristische Anregung reicht.²¹ Fast ausschließlich in Großbritannien, den USA und Australien wurden auch an Connells Überlegungen orientierte Einzelstudien vorgelegt. Sie betreffen vorwiegend das 19. und 20. Jahrhundert und unterstrichen nicht zuletzt die Entwicklung einer »Middleclass masculinity« sowie zunehmend die Kategorie Ethnizität.²² Militärische Männlichkeit galt und gilt als beliebtes Beispiel für hegemoniale Männlichkeit.²³ Ausgrenzungsprozesse der als nicht hegemonial betrachteten Männlichkeiten von Homosexuellen sowie von Juden im Kontext des Antisemitismus haben die Forschung besonders interessiert, wobei diese Formen der Marginalisierung auch ohne direkte Bezugnahme auf Connell diskutiert wurden.²⁴ Der Wunsch, herrschende Männlichkeitsvorstellungen mit dominanten politischen Orientierungen ganzer Gesellschaften zu verknüpfen, führte zu einer vorrangig

18 Donaldson, 1993, mahnte wohl als einer der ersten Präzisierungen hinsichtlich der Felder, der Reichweite und der Ambivalenz von »hegemonialer Männlichkeit« als Norm und als empirische Größe an.

19 S. dazu den Beitrag von Meuser/Scholz in diesem Band.

20 Scholz: <http://www.ruendal.de/aim/pdfs/Scholz.pdf>.

21 Vgl. zum Umgang von Historikern mit Theorieangeboten etwa zum Fall Foucault: Dinges, 1994; zuletzt Brieler, 2003.

22 Literatur bei Tosh, 2004; leicht zugänglich im deutschen Sprachraum sind die Beiträge in Kühne, 1996; s.a. Sinha, 1999.

23 S. zuletzt Dudink, 2004.

24 Zum letzten Stand der Forschung zur Homosexualität s. Micheler, 2005; zu Männlichkeit und Judentum s. besonders Gilman, 1994; Boyarin, 1997.

gen Beachtung normativer Männlichkeitsleitbilder, deren Verbreitung und tatsächliche Rezeption oft nur im Ansatz ausgearbeitet wurden.²⁵

Insgesamt erfuhr man deshalb mehr über Repräsentationen von Männlichkeiten als über alltägliche Praktiken. Ansonsten wurden die internen Differenzierungen von Männlichkeiten und die erheblichen Konkurrenzen zwischen Männlichkeitsmodellen und Männern sichtbar. Je nach Ansatz wurde hegemoniale Männlichkeit unterschiedlich stark hinsichtlich der sozialökonomischen Fundierung oder ihrer differenzierten kulturellen Codierung akzentuiert.

Die Rezeption durch deutsche Historiker und Historikerinnen setzte spät ein und geht bisher nicht sehr weit.²⁶ Schmale ist in seiner kürzlich erschienenen »Geschichte der Männlichkeit« weniger an konzeptionellen Überlegungen als an empirischer Füllung interessiert.²⁷

Für Historiker und Historikerinnen ist Connells Überlegung, daß »hegemoniale Männlichkeit« erst seit ca. 1450 entstanden sein soll, eine gewisse Herausforderung, denn sie wirft sofort die Frage auf, welche Art oder welche Arten von Männlichkeit in früheren Jahrhunderten als Leitbilder gewirkt haben könnten. Im Kern wird hier die Frage nach einem historisch und systematisch herzuleitenden Gegenbegriff zur »hegemonialen Männlichkeit« aufgeworfen. Damit werden auch die Konstitutionsbedingungen von Connells Konzept zum Thema.

In seiner kurzen – und durchaus problematischen – historischen Skizze nennt Connell die Lutherische Ehelehre als ersten Schritt zu einer stärkeren normativen Betonung der Zwangsheterosexualität von Männern. Auch die Individualisierung der Gottesbeziehung sei eine Voraussetzung für moderne Männlichkeit, die offenbar als Individualität verstanden wird. Gleichzeitig hält Connell das »vom üblichen Sozialgefüge in der Heimat befreite« unkontrollierte Wüten der Konquistadoren für einen »vielleicht ersten kulturellen Typus von Männlichkeit im modernen Sinn«. Daneben seien die berechnende Ano-

25 S. etwa Mosse, 1997, der dies am stärksten noch in seinem letzten Kapitel. Für visuelle Leitbilder s. zuletzt Kessel, 2005; Fend/Koos, 2004.

26 So kamen selbst so anregende und weiterführende Studien zum 19. Jahrhundert wie die von Welskopp, 2000, z. B. 596ff. oder Habermas, 2000, aber auch Eifert, 2003 oder der Soziologin Kurth, 2004 noch völlig ohne Connell aus, obwohl sich Kühne, 1996 in seiner Einleitung mehrfach darauf bezieht. Die Bezugnahme auf ältere deutsche Forschungsparadigmen wie patriarchale Herrschaft (bei Eifert) oder Männerbünde (bei Kurth) scheint den Blick auf andere Deutungsangebote zu erübrigen. Hagemann, 2002, 64 f., 272, 305 nutzt das Konzept explizit. Das »Leitbild patriotisch-wehrhafter »Männlichkeit«, habek in der damaligen Zeit [der Befreiungskriege, M.D.] erstmals hegemoniale Bedeutung im veröffentlichten Diskurs« gewonnen, charakterisiert es auch inhaltlich und schreibt später (339) von einem »hegemonialen Leitbild«. Der Akzent liegt also auf hegemonial gewordenen Diskursen, nicht auf Praktiken. Gleixner, 2003, 268 nutzt »hegemoniale Männlichkeit« weitgehend identisch mit »Patriarchat«.

27 Schmale, 2003, S. dazu weiter unten; vgl. aber Schmale, 1998.

nymität von Kaufleuten mit ihren neuen Formen »geschlechtsbezogener Arbeit« (208) in den Handelsstädten sowie schließlich die militärische Tätigkeit in den Kriegen während der Frühen Neuzeit mit ihrer zunehmenden Stillisierung des Heldenmuts wichtig. Connells Bauplan für hegemoniale Männlichkeit umfaßt historisch genetisch somit die in der Ehe eingeehrte männliche Sexualität, geschlechterexklusive »Berufs«-Tätigkeiten – seien sie rechenhaft oder besonders gewalttätig – sowie die Stillisierung von solchen Formen des männlichen Heldenmuts, die sich mit Gemeinschaftsinteressen positiv verbinden lassen.

In einer zweiten Phase seit dem 18. Jahrhundert hätten sich in den Metropolen Nordwesteuropas – gemeint sind immer lediglich die nördlichen Niederlande und das Vereinigte Königreich – drei weitere entscheidende Entwicklungen vollzogen: Seit ca. 1750 bildete sich in einigen westeuropäischen Metropolen eine öffentlich sichtbare gleichgeschlechtliche Kultur von Männern heraus, die bestimmte Lokale (Mollyhouses) und explizit »unmännliche« Kleidung zur Darstellung ihrer Art von Männlichkeit nutzte. Diese demonstrativ inszenierte Homosexualität sei über frühere legitime Ausdrucksformen mannlicher Beziehungen während bestimmter Lebensphasen hinausgegangen und habe deshalb Grenzziehungen herausgefordert.

Zweitens sei die Abgrenzung zur Weiblichkeit – in Wirtschaft und Staat – nun stärker ausgeprägt und – nach der Französischen Revolution auch – politisch institutionalisiert worden. Schließlich sei keineswegs nur in den Städten sondern in der englischen Gentry, dem ländlichen Kleinadel, bereits im 18. Jahrhundert in der Kombination von ökonomischer Unabhängigkeit, kapitalistischem Zinskalkül, männlicher Hausherrschaft, Herrschaft über die Landarbeiter und Nutzung von Verwandtschaftsnetzen ein erster vollständiger Typus hegemonialer Männlichkeit entstanden. Diese Überlegungen zum 18. und frühen 19. Jahrhundert variieren die bereits für das 16. und 17. Jahrhundert angeführten Elemente. Sie nehmen nun zusätzlich auch Lebensverhältnisse auf dem Land sowie die Abgrenzung von nicht heterosexuellen Männern in den Blick.

Eine solche historische Skizze im Buch eines Soziologen zeugt vom Interesse an der Geschichte, das von Max Weber und von Connells Lektüre des Werkes von Fernand Braudel inspiriert ist. Für Historiker stellt sich unweigerlich die Frage, ob nicht auch vor 1450 bereits derartige Elemente hegemonialer Männlichkeit auszumachen sind.

Schmale hat darauf hingewiesen, daß bereits seit der Renaissance zumindest in bestimmten sozioprofessionellen Milieus Ansätze zur Ausbildung hegemonialer Männlichkeit entstanden seien, hält sich dann aber auch an 1450 als

frühesten Zeitpunkt. Der Renaissancebegriff hätte es erlaubt, zumindest für Italien noch hundert Jahre weiter zurückzugehen.

Theoretisch erscheint mir an Connells Konzept nicht geklärt, welche und ob jeweils alle aufgezählten Elemente für die Feststellung »hegemonialer Männlichkeit« notwendig bzw. hinreichend sind. Offenbar sollen allein die »Taten des Muots« von Rittern zu Zeiten Walthers von der Vogelweide oder der Akteure des Nibelungliedes nicht ebenso »hegemoniale Männlichkeit« konstituieren können wie diejenige der Landsknechte oder Rittmeister des 16. Jahrhunderts.²⁸ Vielleicht meint Connell hier, daß erst die lutherische Ehelehre erfunden sein mußte, vielleicht soll der Ausschluß aber auch gelten, weil noch eine andere Einstellung zu gleichgeschlechtlichen Beziehungen galt? Warum sollte ein Pisaner Kaufmann des 13. Jahrhunderts nicht schon viele der oben für spätere Jahrhunderte genannten Charakteristika aufweisen – allerdings ebensowenig Probleme mit engen homozöialen Beziehungen zu anderen Männern haben, wie noch manch Mailänder Kaufmann im 19. Jahrhundert?

Wird hier nicht einer von mehreren Wegen in die Moderne – die nordwesteuropäische, protestantische Variante – zum Maß aller Dinge stilisiert? War nicht der von Brunner beschriebene Landadelige in einer der englischen Gentry sehr ähnlichen Lebenssituation? Unterschied ihn neben einem noch wenig kapitalistisch geprägten Umfeld und einem sicherlich nicht gerade bürgerlichen Eheverständnis die andere Einschätzung gleichgeschlechtlicher Beziehungen zu anderen Männern so entscheidend von den Gentrymännern, obwohl die Akzeptanz solcher Neigungen auch in seiner Situation nicht sehr hoch gewesen sein dürfte?

An diesen Beispielen zeigt sich, daß Connell die Abgrenzung von »homosexuellen« Verhalten – das als »Homosexualität« erst um 1900 auf den Begriff gebracht wird – für ein absolut konstitutives Element »moderner hegemonialer Männlichkeit« hält. Diese muß demnach begrifflich von »hegemonialer Männlichkeit«, die anscheinend ab 1450 entstand, verschieden werden. Es kann hier dahingestellt bleiben, wie bedeutungsvoll die Entstehung einiger »Mollyhouses« in einigen westeuropäischen Metropolen für die Geschichte der Männlichkeiten vor einer weiteren Ausarbeitung medizinischer Normalitätsthesen im ausgehenden 19. Jahrhundert war. Wenn man sich die lange Geschichte männlicher Effeminierungssängste seit der Antike und die seit dem Spätmittelalter belegte Repression nicht heterosexueller Männer sowie die damit einhergehende Konstruktion von »Gegentypen« vergegenwärtigt, erscheint die Bedeutung einer nicht heterosexuellen Subkultur weniger entscheidend.²⁹ Offenbar

²⁸ Lienert, 2003, 158; zur Körperlichkeit von Soldaten s. a. Dinges, 1996.

²⁹ Hergemöller, 1998.

wurde ein nicht heterosexuelles Verhalten bereits wesentlich früher als etheblische Herausforderung an das geltende Bild vom »richtigen Mann« eingeschätzt.³⁰ Jedenfalls schränkt Connell mit der zentralen Bezugnahme auf die »Homophobie« sein Verständnis »moderner hegemonialer Männlichkeit« selbst zeitlich etheblisch ein.³¹

Ähnlich wäre auch zu überprüfen, ob die Abgrenzung der Männer von den Frauen und – abstrakter – von »Männlichkeit« gegenüber »Weiblichkeit« – erst im 18. Jahrhundert bedeutsam zunahm. Misogynie ist beileibe keine neue »Erfindung« der Frühen Neuzeit; die Querelle des femmes hat ebenfalls viel ältere Wurzeln; männliche Homozöialität als Praxis, sich dem Haushalt und seiner gemischten Geselligkeit zu entziehen, ist ebenfalls bereits in Antike und Mittelalter vielfältig belegt. Mit der These einer stärkeren Abgrenzung seit dem 18. Jh. könnte sich Connell allenfalls auf die medizinische Anthropologie des ausgehenden 18. Jahrhunderts und auf den Verlust politischer Rechte der Frauen mit der Abschaffung des dynastischen Prinzips im Umfeld der französischen Revolution beziehen. Damit bliebe – etwas konventionell – die nicht nur sozialgeschichtlich bedeutsame Hausherrschaft der Frauen wegen einer Herrschaftsanalyse in ausschließlich modernen (anstatsstaatlichen, öffentlichen) Rechtskategorien wieder außer Betracht. Insgesamt scheint mir hier eine gewisse Überschätzung der frühen Wirksamkeit spätaufklärerischer Geschlechterdiskurse vorzuliegen, die sozialgeschichtlich teilweise unbefriedigend ist. Connell meint dann allerdings selbst, daß im Laufe des 19. Jahrhunderts drei Kräfte die hegemoniale Männlichkeit entscheidend geprägt hätten: die »Infragestellung der Geschlechterordnung durch die Frauen, die Logik des vergeschlechtlichten Akkumulationsprozesses und die imperialen Machtstrukturen.«

Auch der Historiker Schmale bleibt in seinem Entwurf zur Männlichkeit in Europa hinsichtlich der Chronologie eher vage. Einerseits verweist er auf eine Reihe von Idealtypisierungen und Leitbildern von Männlichkeit, die jeweils einen »hegemonialen« Impetus gehabt hätten. Schon für die Zeit bis 1815 fügt er den Connellschen konstitutiven Bausteinen hegemonialer Männlichkeit noch weitere hinzu, nämlich »die französische und englische Konsum- und höfische Gesellschaft, die Anthropologie der europäischen Aufklärung, die französische Militarisierung der männlichen Identität« und läßt – wie schon Tosh – hegemoniale Männlichkeit als in der Praxis geltendes Konzept erst um ca. 1860/80 beginnen.³² Voraussetzung für das hegemoniale Modell sei das

³⁰ Vgl. dazu auch Schmale, 2003, 214 f.

³¹ Das dürfte nicht zuletzt aktueller Sympathie für die Kritik der Schwulenbewegung und politischen Bündnisabsichten geschuldet sein.

³² Schmale, 2003, 152, das folgende 153; Tosh, 1998, 185.

»systemische Denken und die grenzüberschreitende, breit angelegte Kommunikation einschließlich ihrer Medien wie die Druckpresse und die zahllosen Sozietäten.«

Mit »systemischem Denken« ist die Geschlechtertheorie der Spätaufklärung gemeint, die nunmehr von zwei ganz eigenständigen Körpern (statt früher von zwei Ausprägungen eines gemeinsamen Modells) ausging und damit einen fundamentalen Unterschied zwischen Männern und Frauen »wissenschaftlich« erstmals in dieser Form begründete.³³ Zweitens unterstreicht Schmale die Voraussetzungen der medialen Popularisierung eines solchen Modells und die dafür notwendige Zeitspanne. Diese kann man jedoch je nach der für notwendig erachteten sozialen Reichweite eines hegemonialen Modells unterschiedlich einschätzen.

Aus diesen Überlegungen läßt sich ein dreistufiges Modell für Leitbilder von Männlichkeiten sowie der dadurch angeleiteten Praktiken entwickeln: Modell »dominanter Männlichkeit«, die weder zwingende Bezüge auf Heterosexualität enthalten, noch den Anspruch erheben, daß sie auf Männer aller Stände oder Schichten übertragbar sind.³⁴

Zweitens Modelle »hegemonialer Männlichkeit«, die Heterosexualität für alle Lebensphasen normativ vorgeben und zumindest für Oberschichten – ggf. auch schon für obere Mittelschichten – generalisierbar sind. Dies setzt als Möglichkeitsbedingung »hegemonialer Männlichkeit« zumindest solche stratifizierten Gesellschaften voraus, in denen Standesunterschiede schon so weitgehend abgeschwächt sind, daß Gleichheit der Subjekte zumindest – z.B. innerhalb aufklärerischer Sozietäten – denkbar erscheint, wodurch die geburtsständische Führungsrolle von Eliten noch nicht tangiert sein muß.³⁵ Man würde damit gleichzeitig der sozialgeschichtlichen Beobachtung Rechnung tragen, daß sich die in der Literatur diskutierten Modelle fast durchgehend auf Ober- sowie allenfalls obere Mittelschichten beziehen. Zeitlich liegt der Schwerpunkt der diskutierten Modelle in der Frühen Neuzeit oder im Spätmittelalter, so daß man diese Modelle auch – untechnisch – als »frühmoderne hegemoniale Männlichkeiten« bezeichnen könnte.

33 S. zuletzt zur Debatte um Laqueur: Stolberg, 2003 sowie die Antworten von Schiebinger und Laqueur.

34 Auch in dieser Hinsicht weist die europäische Geschichte allerdings erhebliche Interpretationsspielräume auf: Zumindest in der Beziehung zum Schöpfergott galt in christlichem Verständnis immer die Vorstellung von Gleichheit, die allerdings problemlos mit Drei- ständelehren und anderen Konzepten gesellschaftlicher Ungleichheit kompatibel erschien.

35 In diese Richtung ließe sich die Anregung von Meuser und Scholz im abschließenden Beitrag dieses Bandes interpretieren.

3. Davon abzugrenzen wäre »moderne hegemoniale Männlichkeit« (im Singular) die zusätzlich zu den oben genannten Bedingungen die »wissenschaftliche« Fundierung in der Biologie sowie die tatsächliche massive Popularisierung des Modells, nicht zuletzt in Institutionen wie Schule und Militär mit allgemeiner Schul- und Wehrpflicht, beinhaltet, die »Hegemonie« erst im Sinne des Funktionierens moderner Gesellschaften ermöglichen.

Jenseits eines solchen Versuchs begrifflicher Differenzierung entlang der Zeitachse weist Connells Männlichkeitskonzept erhebliche interne Spannungen auf: Einerseits sollte nach seiner Ansicht die spezifische Gewalttätigkeit der von allen sozialen Bindungen befreiten Männer in frühen Kolonialisierungsphasen ein wesentlicher Strang der Entstehung hegemonialer Männlichkeit sein, andererseits soll gerade die stark an den Haushalt gebundene Männlichkeit des englischen Niederadels stützend geworden sein. Diese Komponenten passen schwerlich so zusammen, daß sie ein einigermaßen kohärentes Männlichkeitskonzept ergeben. Vielmehr handelt es sich einerseits um eine besonders radikale Ausprägung der transkulturell zu beobachtenden höheren Gewaltneigung von Männern, die hier zweitens mit dem Element einer ganz überwiegend geschlechtsspezifischen Tüchtigkeit von Männern – Kriegführung – kombiniert wird, andererseits um eine kulturell spezifische Form von Haus herrschaft und »Privatheit« im Haushalt.³⁶ Ohne hier auf die vielschichtigen Diskussionen um Privatheit und Öffentlichkeit und ihre jeweiligen Gender effekte einzugehen, läßt sich feststellen, daß die Position von Männern in Haushalten immer in einem Spannungsverhältnis mit Ansprüchen der Frauen sowie mit – in der Regel außerhäuslicher – Homosexualität von Männern steht.³⁷ Deshalb müßte man fragen, wann dieser Aspekt historisch in so besonderer Weise ausgeprägt ist, daß man ihn zu einem konstitutiven Definitionselement hegemonialer Männlichkeit machen kann. Auch die oben gegebenen Beispiele dürften dies hinreichend verdeutlichen. Allenfalls böte sich die – allerdings spätere und gerade nicht bei der Gentry geltende – Dissoziation von Haushalt, Arbeitssort und Räumen exklusiver männlicher Geselligkeit als »kritische« Konstellation an, die allerdings ebenfalls ländler-, standes- und schichtenspezifisch vom Spätmittelalter bis in das frühe 20. Jh. zeitlich enorm streut. Daneben ist auch die Durchsetzung der – fast – ausschließlichen Verfügung der männlichen Haushaltsvorstände über die gemeinsamen Güter

36 Stellenweise hat man Mühe, sich des Eindrucks zu erwehren, daß hier relativ beliebig Bausteine aus dem Curriculum von »Western Civilization« zusammengestellt wurden. In ihrer gängigsten Form umfassen diese bekanntlich eine Geschichte der Entstehung moderner – immer implizit männlicher – Individualität und globaler ökonomischer sowie politischer Dominanz des Okzidents.

37 S. dazu auch Dinges: *Stand*, 2004.

ein historisch je nach den Rechtskreisen differenzierter Prozeß, der den gesamten Zeitraum von der beginnenden Rezeption des römischen Rechts im sechzehnten Jahrhundert bis zu den Rigiditäten des noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts geltenden bürgerlichen Ehegüterrechts umfaßt: Es bleibt deshalb offen, warum gerade zur Zeit der englischen Gentry diese Verfügungsrechte eine Art »kritischer Masse« gebildet hätten, die zur Herausbildung der hegemonialen Männlichkeit geführt hätten.

Das mag genügen, um einige der vielen Probleme bei der empirischen Anwendbarkeit des Konzepts anzudeuten: Zumindest partiell stehen inhärente materiale Widersprüchlichkeiten (Konquistadoren vs. Gentry) teilweise rigiden Abgrenzungen (Zwangsheterosexualität) gegenüber und kollidieren mit teilweise zu geringer inhaltlicher Bestimmtheit (»patriarchale« Hausherrschaft ohne Hausherrinnen). All das geht mit einer für Historiker irritierend langen Entstehungsgeschichte einher.

So scheint es mir sinnvoll, bei historischen Diskussionen über Modelle von Männlichkeit zwischen »dominanter«, frühmoderner »hegemonialer« oder »moderner hegemonialer Männlichkeit« zu unterscheiden und außerdem anzugeben, was und warum man jeweils bestimmte inhaltliche Aspekte für konstitutiv hält.³⁸ Je nach der explizierten inhaltlichen Bestimmtheit ergeben sich dann durchaus unterschiedliche Phasen der Herausbildung »moderner hegemonialer Männlichkeit«. Gleichzeitig ließen sich kulturspezifische Unterschiede besser herausarbeiten und die Andersartigkeit früherer Konstruktionen von Männlichkeit schärfer konturieren. Diese könnten als produktive Kontraste zur modernen hegemonialen Männlichkeit genutzt werden, ohne dem Verdikt einer modernisierungsgeschichtlich betrachtet relativen Bedeutungslosigkeit zu verfallen, die zu leicht alles trifft, was als »vormodern« qualifiziert wird. Dabei würde sich dann auch herausstellen, daß selbst zu Zeiten der massivsten Geltung moderner hegemonialer Männlichkeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg weiterhin eine Vielzahl von Modellen »dominanter Männlichkeit« kursierte. Die postmodernen »polymorphen« Männlichkeiten erwiesen sich dann vielleicht auch als etwas weniger überraschend und neu, als es der gendertschärfte Blick der Medien und mancher Kulturforscher, die während der letzten Jahre vielfältige Männlichkeiten entdeckten, manchmal suggeriert.

Schließlich soll noch auf den Aspekt des Konzepts hingewiesen werden, der meines Erachtens besonders weiterer Vertiefung bedarf. Die bereits er-

38 Schmales Versuch, Anthropologie, Körperleitbild, Sexualität, Ehe, Homosexualität und Verunsicherungen von Männlichkeit jeweils für zwei frühneuzeitliche Jahrhunderte – dann ab dem 18/19. Jh. zusätzlich Militarisierung, Vaterschaft und Alternativen zur Männlichkeit – durchzumustern, zeigt die Probleme bei der Auswahl der zu bearbeitenden Felder sowie ggf. notwendige inhaltliche Akzentverschiebungen für die uns zeitlich näheren Jahrhunderte.

wählte unzureichende Beachtung psychosozialer Aspekte von Männlichkeit bei Connell bildet die Diskussionslage Ende der 1980er Jahre vielleicht gut ab. Damals war die Vorstellung einer durchgehenden Dominanz von Gesellschaft gegenüber Individuum verbreitet, was auch dem Deutungsanspruch der Wissenschaftsdisziplin Soziologie entgegenkam. Eine Reduzierung des Analyseinstrumentariums auf soziologische Zugriffe erschwerte aber selbst den Zugang zu einem adäquateren Verständnis der Funktionsweise der Herrschaft von Männern. Es scheint spezifische Sozialisationsmodi und -probleme von Jungen zu Männern zu geben, die zu einer Entfremdung von ihrem Körper, zur Abwehr von Emotionen und zu fundamentalen Ambivalenzen von Männern gegenüber Frauen führen.³⁹ Die doppelte Abhängigkeit der Männer von Frauen für den Nachwuchs sowie (bei den meisten Männern) für die Chancen sexueller Befriedigung wird dann im Erwachsenenalter wichtiger. Diese Abhängigkeiten versuchten und versuchen Männer teils durch Abwertung, teils durch die gleichzeitige, in manchen Gesellschaften geradezu ritualisierte Hochschätzung von Frauen zu kompensieren. In diesen Zusammenhang gehört die bekannte Zweischneidigkeit von emotionaler Bedürftigkeit und Gewaltneigung vieler Männer – gegenüber sich selbst und gegenüber anderen Männern und Frauen. Da die Abwertung von Frauen durch Männer sowie deren Herrschaft sucht gegenüber Frauen entwicklungspsychologisch lokalisierbare Ursachen hat und nach Gilmore transkulturell – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß – zu beobachten ist, wird man sich genauer mit den psychischen Aspekten der Sozialisation in den jeweiligen sozialen und politischen Geschlechterverhältnissen befassen müssen.⁴⁰

Dabei kämen dann auch die spezifischen gesundheitlichen und psychischen Kosten der »modernen hegemonialen Männlichkeit« für die Männer selbst in den Blick.⁴¹ Dieses Männlichkeitssyndrom dürfte nämlich mitursächlich für den Befund sein, daß die Lebenserwartung von Männern mittlerweile in allen Industrieländern etwa sechs Jahre geringer als die der Frauen ist.⁴² Daß sich dieser Unterschied erst in den letzten hundertfünfzig Jahren so entwickelt hat, verweist auf historischen Wandel als die gegenüber genetischen Konstanten wichtigere Ursache. Zu früheren Zeiten »dominanter« und frühmoderner »he-

39 Böhnisch, 2000; Hudson/Jacot 1993, s. a. Bosse, 2000.

40 Gilmore, 2001; ansonsten stützt er sich auf die jüngere amerikanische Psychoanalyse (Chodorow, Dinnerstein), dazu auch Connell, 38f.; ein Beispiel dieses doppelten Zugriffs bietet Bosse, 2000.

41 Diese hat die jüngere Biographieforschung bereits vielfach herausgearbeitet: Kessel, 2001, bes. Kapitel IV, Zahlmann/Scholz, 2005; Asche, 2000; Marschukat, 2001; s. a. Roper, 2004.

42 Bründel/Hurrelmann, 1999; Dinges: *Männergesundheits*, 2002, ders.: *200 Jahre*, 2005; Faltermaier, 2004; Sundin/Willner, 2004.

gemonialer Männlichkeiten« war das Differential der Lebenserwartung viel geringer. Eine herrschaftssoziologisch fundierte Geschlechtergeschichte tut jedenfalls gut daran, beide Perspektiven – die Kosten von Herrschaft für Männer und für Frauen – angemessen zu berücksichtigen.⁴³

3. Der Band und seine Beiträge

Auch ohne diese systematische Erweiterung lädt Connells Konzept zu einem genaueren Blick auf historisch unterschiedliche Ausprägungen von Männlichkeit ein. Das ist das Anliegen dieses Bandes, der gleichzeitig die Arbeit am Begriff nicht scheut. Dabei steht die konkrete heuristische Verwertbarkeit von Connell's Konzept im Vordergrund. Dessen hohes Anregungspotential zeigt sich schon darin, dass zu der Tagung, aus der dieser Band hervorgegangen ist, weit mehr Beiträge angeboten wurden, als zu früheren Treffen des Arbeitskreises für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung.⁴⁴ Die hier ausgewählten Aufsätze beziehen sich unterschiedlich umfassend auf das Konzept. Dabei wurden entsprechend den Zielsetzungen einer interdisziplinären Männlichkeitsforschung neben den geschichtswissenschaftlichen Beiträgen auch Aufsätze aus der Literaturwissenschaft, der empirischen Kulturwissenschaft und der Soziologie aufgenommen.

Bea Lundt untersucht anhand einer Prosaerzählung von 1475/1554 eine uns zunächst widersprüchlich erscheinende Repräsentation Kaiser Karls des Großen: Offiziell ein erfolgreicher Kriegsheld und christlicher Herrscher, werden in diesem Text körperliche Entgleisungen sowie inzestuöse und thalnatophile sexuelle Aktivitäten dargestellt, die schlecht zu diesem Bild passen. Lundt meint, daß konkrete Körperlichkeit eine viel geringere Bedeutung als später bei der Männlichkeitskonstruktion gespielt habe.⁴⁵ Unsere darauf zielenden Anforderungen an eine Kohärenz des Männlichkeitsbildes hätten nicht bestanden. Die Erhabenheit des Amtsträgers konnte durch leibliche Verstrickungen nicht tangiert werden. Als Korrelat dieser unbestimmteren Männlich-

⁴³ Weiterhin abwehrend gegen solche Modifikationen (»Psychologisierung«) Connell, 2000, 25, der »ein Abrücken von der Beschäftigung mit Institutionen, Machtbeziehungen und sozialen Ungleichheiten« befürchtet.

⁴⁴ Informationen zum Arbeitskreis: <http://www.ruendal.de/aim/gender.html>; Tagungsbericht unter: http://www.ruendal.de/aim/tagung04/pdfs/AIM_Tagungsbericht2004.pdf. Die Tagungen werden in Kooperation mit dem Referat Geschichte der Akademie der Diözese Rotenburg-Stuttgart organisiert. Insbesondere Herrn Dieter Bauer sei hier ausdrücklich gedankt.

⁴⁵ In Kantorowicz's Konzept der zwei Körper des Königs fehle diese Ebene.

keitsvorstellung seien im Mittelalter auch die Frauenrollen weniger festgelegt gewesen: Leitmodell war nicht die der modernen Männlichkeit korrespondierende Ehefrau und Mutter sondern die virago.

Die besondere sexuelle Permissivität, die in diesem Text dem mittelalterlichen Herrscher zugeschrieben wird und auch beim frühneuzeitlichen Fürsten akzeptiert wurde, wenn er seinen Zeugungspflichten nachgekommen war, wird heutzutage allenfalls noch Stars zugestanden. Demgegenüber wird das – öffentlich akzeptierte – Sexualverhalten von Männern in politischen Spitzenpositionen spätestens im bürgerlichen 19. Jahrhundert einem höheren Moralisierungsdruck ausgesetzt. Insofern erweist sich hier eine spezifische Differenz zu moderner hegemonialer Männlichkeit.

Andrea Moshövel rekonstruiert Typisierungen von Männern in Werken von Hildegard von Bingen (1098–1179) und Konrad von Megenberg (1309/11–1374). Grundlage der Katalogisierung ist der Körper im Verständnis der Humoralpathologie, also als Ergebnis bestimmter Mischungs- und Dosisverhältnisse der vier Säfte. Beide Autoren kommen zu zwei positiven und zwei weiteren Typen von Männern, die bezeichnenderweise jeweils unterschiedliche Grade der Vermischung mit weiblichen Anteilen aufweisen. Entsprechend dem Denkansatz der Viersäftelehre gehen beide mittelalterlichen Autoren von vielen Mischtypen aus. Sexuelles Begehren spielt bei Hildegard eine konstitutive, bei Konrad demgegenüber keine Rolle für die Konstruktion. Der männlichste Mann muß dabei weder der ideale noch der beste sein. Hier wird zwar ein Verhaltensmodell erkennbar, das in Körperlichkeit gründet. Es wird damit aber kein Leitbild für viele oder für alle Männer angeboten. Auch läßt sich kein einigendes und einziges hegemoniales Modell ausmachen, sondern mindestens zwei positiv bewertete Lebensformen – nämlich der Ritter und der Kleriker.

Das hier zentral bedeutsame Körperkonzept determiniert bezeichnenderweise die Männlichkeitsvorstellung keineswegs so sehr wie dies seit der strikt dichotomisierenden spätaufklärerischen Anthropologie der Fall ist. Möglicherweise erlaube solch ein offenerer Konstruktionsmodus zusätzlich eine stärkere Einbeziehung beobachteter Alltagspraktiken in Modelle dominanter Männlichkeiten.

Anhand eines täuferischen Martyriologiums, das ab 1570 durch neue Einträge modifiziert wurde, zeigt Nicole Grochowina die Bedeutung der Frauen und die gleichzeitige patriarchalische Rezentrierung in diesen für das Selbstverständnis der Gemeinden wichtigen Texten.⁴⁶ Neben einer durchaus bemerkenswerten Betonung weiblicher Märtyrer sowie der Fähigkeit aller Täufer,

⁴⁶ Vgl. Scholz-Williams, 1998; s. a. Burschel/ Conrad, 2003.

Sehnsuchtsobjekt. Als wichtigsten Unterschied zum ausgehenden 19. Jahrhundert arbeitet Füssel heraus, daß Keuschheit noch kein Konstituens der satisfaktionsfähigen Burschenherrlichkeit gewesen sei.

Christa Hämmerle überprüft den heuristischen Nutzen des Ansatzes für Militär und Männlichkeiten in der Habsburgermonarchie. Die weit verbreitete Annahme, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht habe bereits im 19. Jh. ein neues Modell hegemonialer (militärischer) Männlichkeit durchgesetzt, hält sie für zu undifferenziert. In dem sehr heterogenen Habsburgerreich traf der weitgehende Erziehungsanspruch (!) der Militärschriftsteller und Ausbilder auf ethnisch, konfessionell und kulturell ganz unterschiedlich geprägte Rekruten. Auch Tauglichkeiten variierten regional stark. Die Orientierung an einem militärischen Männlichkeitsleitbild erlaubte während des aktiven Dienstes vielschichtige Hierarchisierungen nach formalen Kriterien wie Jahrgang und Herkunft sowie je nach Erfüllung der Anforderungen. Diese stark auf den Körper zielende Disziplinierung wurde individuell recht widersprüchlich angeeignet. Connell bietet gerade für diesen wichtigen Aspekt der Internalisierung keine Heuristik. Gediente genossen zwar durchaus gewisse Vorteile auf dem Arbeitsmarkt, allerdings könne vor 1914 nicht von einer durchgehenden gesellschaftlichen Akzeptanz der militärischen Männlichkeit ausgegangen werden, was Hämmerle anhand der steigenden Zahlen nicht zum Militärdienst antretender Stellungspflichtiger eindrucksvoll demonstriert. Erst während des Ersten Weltkrieges hätten die allgemeine Kriegsbegeisterung und die politisch auch mit Gewalt durchgesetzte Militarisierung für einige Jahre zur Dominanz einer einzigen Form hegemonialer Männlichkeit geführt: Die Ausnahme-situation des Krieges habe die Hegemonie eines Männlichkeitsmodells erbracht, auf das sich alle anderen beziehen mußten. Ansonsten tue man gut daran, für ganze Gesellschaften von mehr als einer hegemonialen Männlichkeit auszugehen. Für die Analyse konkreter Felder sei Connells Konzept also anregend, zum Auffinden allgemeiner Normen für das männliche Geschlecht – »von der Heterosexualität bis zur Aggressionsbereitschaft« – bedürfte es aber keines speziellen Konzepts.

Rasse als Konstituens von Männlichkeit ist zentral in Marc Schindler-Bondignols Analyse kolonialer Vaterschaft im französischen Madagaskar und Indochina. Vaterschaft gilt generell als ein wichtiger zugeschriebener Aspekt von Männlichkeit. Das französische Kolonialreich bot Männern zwar Felder für den Beweis von Mut, Ehre und Virilität. Die mit eingeborenen Müttern gezeugten Kinder rüttelten aber am erwünschten Vaterbild: Wurden sie nicht angemessen von den europäischen Vätern versorgt, dann erstrahlte als Kontrast ein ethisch überlegenes indigenes Vaterbild. Eine Anerkennung der Vaterschaft zeitlich nach der Mutter machte die Kinder rechtlich aber nicht zu

Leiden zu ertragen, treten ab 1570 die Männer als Bekenner und/oder Schriftgelehrte und/oder Ermahner der Gemeinden und/oder Tröster der Frauen und Familien stärker in den Vordergrund. Dies deutet Grochowina als Pluralisierung männlicher Handlungsmuster, die aber noch nicht zur Bildung fester Typen gerinne. Es verdeutliche, daß ausdifferenzierte Männlichkeiten lange vor 1770 zu finden seien, ohne daß bereits – wie Connell es fordert – ein modernes Verständnis von Individualität und Geschlechterpolarität vorliege. Krisenphasen wie die Reformation reichten zur Konstitution hegemonialer Männlichkeit aus und entsprächen auch der Connellschen Idee, daß solche als Antwort auf Legitimationskrisen des Patriarchats entstünden.

Folgt man Connells starker Betonung der Heterosexualität als konstitutiv für hegemoniale Männlichkeit, dann lassen sich diese Täuferbiographien gut in die von mir vorgeschlagene Phase noch nicht moderner hegemonialer Männlichkeiten einordnen. Der Beitrag verweist darüber hinaus auf einen Aspekt, der bei Connell völlig unterschätzt wird, die Religion. Konfessionelle Krisenzeiten wie die Reformation werden bereits seit Jahrzehnten als heuristisch sehr interessante Phasen der Herausforderung an herrschende Geschlechterarrangements betrachtet. Bisher wurde demgegenüber noch weniger systematisch erforscht, wie sich die längerfristigen konfessionellen Veränderungen (z. B. katholische Reform und Gegenreformation, Pietismus) auf die Männlichkeitsmodelle auswirkten.⁴⁷

Marian Füssel skizziert die studentische Lebenswelt der Frühen Neuzeit. Er schlägt vor, die unterschiedlichen in der Literatur als lokaltypisch charakterisierten Verhaltensweisen der Jungakademiker als Habitusformen innerhalb eines Rahmens hegemonialer Männlichkeit zu fassen. Vorrangig sei für das Selbst- und Fremdverständnis der Studenten die Konstitution des Akademikerstatus als ständische Sonderstellung gewesen, die allerdings lebensaltersmäßig begrenzt war. Erst innerhalb dieser exklusiv männlich geprägten Welt seien geschlechtsspezifische Kodierungen entlang von Gewaltbereitschaft, Trinkfähigkeit und Lernbereitschaft zu beobachten.⁴⁸ Diese ließen sich auch mit ständischen Qualitäten von Adligen und Bürgern zu den vier Typen des Galans, gewaltbereiten Renommisten, fleißigen Kandidaten und Trunkers kombinieren. Ständisch spezifisch geprägte Studentenschaften bzw. Universitäten werden dabei als Feld im Sinne Bourdieus gedeutet. Im Außenverhältnis zu den Frauen schwankte man zwischen einer Bewertung als Sexual- und

⁴⁷ Bei Connell, 1999, 209 werden kurz die Quaker erwähnt. Vgl. zur Reformation z. B. Conrad, 1998; zu Wirkungen der Konfessionalisierung s. Ehrenpreis/Lotz-Heumann, 2002, 95 ff.; Schmidt, 2003; Dürr, 1998; Hinweise bei Châtellier, 1987, 157 ff.; s. a. Gleixner, 2003.

⁴⁸ Diese Differenzierung stand – allerdings bei Untersuchungen zum 16. und 17. Jh. – bisher weniger im Vordergrund, s. Krug-Richtert, 2004.

Franzosen. Die Denkmöglichkeit der Erziehung eines Mischlings zum Franzosen warf weitere Probleme auf. So regelte der Gesetzgeber im Umfeld des Ersten Weltkriegs das Staatsangehörigkeitsrecht schließlich neu und berücksichtigte – in dieser Reihenfolge – die Interessen des Kolonialreichs, der Väter, der Kinder und der Mütter. Diese Analyse bietet ein anschauliches Beispiel für ein explizites Aushandeln hegemonialer Männlichkeit im politischen Machtzentrum, wobei die Parameter Klasse, Kultur, Politik und Ethnie in Übereinstimmung gebracht werden sollten. In die französische Gesetzgebung wird von 1928 an neben französischer Erziehung explizit der Mischlingsstatus als Voraussetzung für die mögliche Zugehörigkeit zur französischen hegemonialen Männlichkeit eingefügt.

Eine andere Seite der Ethnisierung von Politik und Männlichkeit führt Miriam Rürup am Beispiel des Antisemitismus vor: Sie analysiert die Praktiken der jüdischen Studentenverbindungen, die Ende des 19. Jahrhunderts als Reaktion auf den Ausschluß von Juden aus den Korporationen entstanden. Lernziel war hier, ein starker deutscher und zugleich stolzer jüdischer Mann zu werden, womit die Mitglieder der stereotypen Abwertung des Juden als weichlich, unmännlich und damit undeutsch entgegentraten. Ebenso wie in anderen Studentenverbindungen sollte durch Kneipe und Fechtboden ein männlicher Habitus erlernt werden – allerdings früh mit einer größeren Betonung des Turnens. Daß den jüdischen Studenten von den deutschnationalen und österreichischen Verbänden die Satisfaktionsfähigkeit abgesprochen wurde, traf sie schwer. Während sie sich einerseits vollständig an den Formen der Produktion hegemonialer Männlichkeit orientierten, starteten sie bereits aus einer subhegemonialen Position und wurden durch den Antisemitismus immer stärker marginalisiert. Die dominante wilhelminische und Weimarer Kultur der Verbindungen schuf so eine neue Abgrenzung, die konfessionell bzw. später rassistisch begründet wurde. Insofern läßt sich die Geschichte der jüdischen Studentenverbindungen als Ausgrenzungsprozeß aus der hegemonialen Männlichkeit lesen, bei dem »Rasse« als neu gesetzte inhaltliche Bestimmung von Männlichkeit auch durch die perfekte Erfüllung der hegemonialen Formen männlicher Burschenherrlichkeit nicht aufzuwiegen war.⁴⁹ Damit werden exemplarisch Grenzen einer ausschließlich performativen Betrachtung von Männlichkeit deutlich.⁵⁰

Martin Lücke untersucht die Diskussion um mann-männliche Prostitution im Kaiserreich. Mit männlichen Prostituierten und homosexuellen Freiem

treten zwei Antitypen zur bürgerlichen Männlichkeit ins Blickfeld, die die tiefgreifende Wirkung des hegemonialen Männlichkeitsmodells illustrieren. Strafrechtlich wurde der Prostituierte strenger als der Freier bestraft, weil der Gesetzgeber – unterstützt von Autoren aus der Homosexuellenbewegung – der Zerstörung bürgerlicher Existenzen durch Erpressung vorbeugen wollte. In der Sexualwissenschaft wurden den Homosexuellen – seelisch oder körperlich – teilweise weibliche Züge zugeschrieben. Der Prostituierte wurde besonders unter Bezugnahme auf seine Kleidung als weibisch kontrastiv abgewertet. Sich prostituierende Soldaten deutete der Sexualwissenschaftler Hirschfeld wegen des besonders auffallenden Widerspruchs zum Männerbild des Kriegers zu nur vorübergehend und notgedrungen von der Heterosexualität abweichenden Personen um. Finanziell seien die männlichen Prostituierten trotz der stärkeren Kriminalisierung ihres »Warenangebots«, die normalerweise zu höheren Preisen führe, schlechter als weibliche Prostituierte bezahlt worden: Auch dieser, den Marktesetzen zuwiderlaufende geringe Preis belege noch die Fernwirkung der Hegemonie heterosexueller Männlichkeit. Zwar taue Connells Konzept zur Eingrenzung eines Feldes – aber bereits die jeweilige Kombination der Zuschreibungen von Männlichkeit, Weiblichkeit und Unmännlichkeit in den Diskursen von Rechts- und Sexualwissenschaft sowie der Ökonomie zeigten die Grenzen des Hegemoniekonzepts.

Almut Sülzle greift mit dem Thema Fußball einen gesellschaftlichen Bereich auf, der als unbegrifflich männlich dominiert gilt, obwohl sich mittlerweile die Zahl der Frauen unter den Zuschauern und die gesellschaftliche Wahrnehmung geändert haben. Anhand von Interviews mit Fußballfans (Frauen wie Männern) von Kickers Offenbach charakterisiert sie diese Fankultur als männerbündisch, obwohl sie mittlerweile zu einem Viertel aus Frauen besteht. Ideale militärischer Kameradschaft könnten vom »rechten Fan« – Mann oder Frau – gelebt werden. Der Sexismus innerhalb der Fankultur wird von den Frauen deshalb akzeptiert, weil er im Unterschied zum richtigen Leben wenigstens offen sei und damit klare Reaktionen ermögliche. Gleichzeitig biete er ihnen die Möglichkeit, fußballerisch inkompetente Frauen und »zickige Weiblichkeit« abzulehnen. Männer und Frauen könnten sich innerhalb der Fankultur jenseits strikter Rollenanforderungen »zwischen den Geschlechtern bewegen«. Bei den Männern würden Schwule allerdings explizit nicht akzeptiert. Männergewalt sei stimmungsfördernd. Insgesamt empfinden Frauen die Männerdomäne Fußball für sich als attraktives Experimentierfeld für Durchsetzungsstrategien auch außerhalb des Stadions in der Männerwelt. Für die Männer sei nach Sülzle die mediale Repräsentation der im Fußball »verkörperten traditionellen und an militärischen Werten orientierten Männlichkeiten« eine Möglichkeit der »Erdung« derzeitig tatsächlich hegemonialer

49 Über den Antisemitismus als Element hegemonialer Männlichkeitskonstruktion bereits im Frühliberalismus: Hagemann, 2002, 298.

50 Zu deren Möglichkeiten s. Benthien/Stephan, 2003; Steffen, 2002.

Männlichkeiten der »Finanzfachmänner und Wissensmanager«. Dies läßt sich als symbolischer Transfer aus einem spezifischen Feld in die gesamte Gesellschaft deuten.

Monika Szcepaniak untersucht eine andere Form, Männlichkeit zu repräsentieren, das Blaubartmotiv in der zeitgenössischen Literatur. Dieser Frauenverführer und -mörder ist kein »abgerundeter Held«. Mit seiner unattraktiven Körperlichkeit und hohen Gewaltneigung ist er vielmehr der Vertreter einer fragilen Männlichkeit, der gleichwohl von der »Rente« der Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht profitiert. Seine äußere Macht, die durch das Blaubart-System aus Familie, Institutionen, Organisationen und frauenabwertender Symbolik gestützt wird, steht in krassem Kontrast zu seiner jämmerlichen psychischen Innenausstattung. Durch die letztlich immer gewalttätige Abwertung von Frauen, vorrangig im privaten Bereich, versucht Blaubart seine Defizite zu kompensieren. In diesen individuellen und strukturellen Gewaltverhältnissen wird nicht zuletzt die Einwilligung der Beherrschten als wichtiger Aspekt des Konzepts hegemonialer Männlichkeit literarisch thematisiert. Gegen die Gewalt des Blaubart-Systems haben sie allerdings recht eingeschränkte Handlungsoptionen. Bezeichnenderweise werden Formen psychischer Gewalt in den jüngeren Texten wichtiger. Blaubart repräsentiert exemplarisch einen Profiteur der hegemonialen Männlichkeit, der individuell gerade nicht alle Anforderungen wie z. B. Virilität erfüllt. Auch lassen sich seine Handlungsweisen nicht als gesellschaftliches Leitbild verallgemeinern.

Am Ende des Bandes verbinden Michael Meuser und Sylka Scholz die aktuelle Debatte um das Konzept der hegemonialen Männlichkeit in ihrer Disziplin, der Soziologie, mit den hier vorgelegten überwiegend geschichtswissenschaftlichen Beiträgen. Sie regen insbesondere eine Modifikation durch eine Kombination mit dem Bourdieuschen Habituskonzept an, die auch Füßel skizziert. Hegemoniale Männlichkeit deuten sie als generatives Prinzip, weil sie die Aneignung weniger intentional und die Veränderungsmöglichkeiten weniger optimistisch einschätzen als Connell. Hinsichtlich der historischen Verhältnisse, unter denen hegemoniale Männlichkeit möglich werde, entwickeln Meuser und Scholz differenzierungstheoretische Minimalbedingungen. Hegemoniale Männlichkeit sei nur dann gegeben, wenn sie über das eigene Feld hinaus Gültigkeit beansprucht. Anderenfalls handle es sich um untergeordnete oder marginalisierte Männlichkeit. Aber auch für moderne Gesellschaften halten sie mehr als nur eine einzige hegemoniale Männlichkeit für möglich, allerdings nicht beliebig viele.

Sie unterstreichen, daß für die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit neben dem Verhältnis zwischen Frauen und Männern mindestens ebenso die Beziehungen zwischen Männern konstitutiv seien: Kompetitivität und homo-

soziale Räume seien dabei besonders zu beachten. In Wettbewerb und Kame-radschaft werde das Modell durch Gewöhnung, explizite Unterweisung oder als »Strukturübung« angeeignet. Auch symbolische Gewalt als »unmittelbare vorreflexive Unterwerfung sozialisierter Körper« sei eine der möglichen Lernweisen.

Der Band wird durch seine heuristische Orientierung hoffentlich zu einer begrifflichen Präzisierung innerhalb der Männer- und Geschlechterforschung beitragen: »Moderne hegemoniale Männlichkeit« ist historisch präziser definiert als die viel unspezifischere »männliche Hegemonie«, und in beiden Varianten patriarchaler Verhältnisse kommen einzelne und Gruppen hegemonialer Männer – und nicht hegemoniale Männer vor. Historiographisch scheint mir die Unterscheidung zwischen Modellen und Praxen »dominanter Männlichkeit«, (im untechnischen Sinn »frühmoderner«) »hegemonialer Männlichkeit« und der »modernen hegemonialen Männlichkeit« nützlich.

Offen kann hier noch bleiben, ob der empirische Befund definitiv eine Beschränkung der Anwendbarkeit des Konzeptes auf nur je spezifische Felder nahelegt, wie es Füßel, Hämmerle und Lücke vorschlagen, denn Transfers zwischen diesen – wie z. B. Militär und Zivilgesellschaft – beobachten sie selbst. Allerdings läßt sich in enger umgrenzten Feldern die inhaltliche Bestimmtheit des Konzeptes erhöhen. Die Geltung nur eines einzigen Modells moderner hegemonialer Männlichkeit für ganze Gesellschaften mag in der Tat empirisch nicht leicht zu belegen sein. Allerdings könnte dieser skeptische Befund auch auf eine Stärke des Hegemoniebegriffs hindeuten, der sowohl konkrete Unterordnungsverhältnisse wie auch die gesamtgesellschaftliche Hegemonie bedeuten kann, die fraglos immer mehr oder minder labil ist.

Literatur

- Almeida, Miguel Vale de: *The Hegemonic Male. Masculinity in a Portuguese Town*, Providence, Oxford 1996
- Arx, Sylvia von; Gisin, Sabine u.a. (Hg.): *Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche*, Tübingen 2003
- Asche, Susanne: Tagträumende Phantasie und kalkulierender Eigennutz – die Genese einer Kaufmannsidentität, in: Opitz, Claudia; Weckel, Ulrike u.a. (Hg.): *Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten*, Münster, New York 2000, 145–170
- Bauer, Ingrid; Hämmerle, Christa u.a. (Hg.): *Liebe und Widerstand. Ambivalenten historischer Geschlechterbeziehungen*, Wien 2005

- Benthien, Claudia, Stephan, Inge (Hg.): *Männlichkeit als Maskerade: kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Köln 2003
- Böhnisch, Lothar: Körperlichkeit und Hegemonialität – Zur Neuverortung des Mannseins in der segmentierten Arbeitsgesellschaft, in: Janshen, Doris (Hg.): *Blutwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung*, Frankfurt M. 2000, 106–125
- Bosse, Hans: Die Trennung vom Weiblichen. Rituelle und moderne Formen der Vermännlichung bei Adoleszenten, in: Bosse/King 2000, 50–70
- King, Vera (Hg.): *Männlichkeitsementwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis*, Frankfurt M. 2000
- Boyarin, Daniel: *Unhomoic Conduct. The Rise of Heterosexuality and the Invention of the Jewish Man*, Berkeley, Los Angeles 1997
- Brieler, Ulrich: Blind Date. Michel Foucault in der deutschen Geschichtswissenschaft, in: Honneth, Axel, Saar, Martin (Hg.): *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption*, Frankfurt M. 2003, 311–334
- Bründel, Heidrun; Klaus Hurrelmann: *Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann*, Stuttgart 1999
- Burghartz, Susanna: *Zeiten der Reinheit, Orte der Unzucht. Ehe und Sexualität in Basel während der Frühen Neuzeit*, Paderborn 1999
- Burschel, Peter; Conrad, Anne (Hg.): *Vorbild Inbild. Religiöse Lebensmodelle in geschlechtergeschichtlicher Perspektive*, Freiburg 2003
- Carrigan, Tim R.; Connell, R.W.; Lee, John: Toward a New Sociology of Masculinity, in: *Theory and Society* 14 (1985), 551–604
- Châtellier, Louis: *L'Europe des dévots*, Paris 1987
- Connell, Robert William: *Ruling Class. Ruling Culture. Studies of Conflict, Power and Hegemony in Australian Life*, Cambridge 1977
- *Gender and Power, Society, the Person, and Sexual Politics*, Stanford 1987
- (Hg.): Special Issue: Masculinities, in: *Theory and Society* 22 (1993), 595–764
- Masculinities, Cambridge 1995
- Männer in der Welt: Männlichkeiten und Globalisierung, in: *Widersprüche*, 67 (1998), 91–106
- *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen 1999
- Die Wissenschaft von der Männlichkeit, in: Bosse/King 2000, 17–28
- Conrad, Anne: »Ein männlich Abrahamisch genuete« Katharina Zell im Kontext der Straßburger Reformationsgeschichte, in: Wunder, Heide; Engel, Gisela (Hg.): *Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit*, Königstein 1998, 120–134
- Dinges, Martin: The Reception of Michel Foucault's Ideas on Social Discipline, Mental Asylums, Hospitals and the Medical Profession in German Historiography, in: C. Jones/R. Porter (Hg.): *Reassessing Foucault: Power, Medicine and the Body*, London 1994, 181–212
- Soldatenkörper in der Frühen Neuzeit – Erfahrungen mit einem unzureichend geschützten, formierten und verletzten Körper in Selbstzeugnissen, in: R. van Dülmen (Hg.): *Körpergeschichten*, Frankfurt M. 1996, 71–98
- (Hg.): *Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Göttingen 1998

- Männlichkeitskonstruktion im medizinischen Diskurs um 1830. Der Körper eines Patienten von Samuel Hahnemann, in: Martschukat, Jürgen (Hg.): *Geschichte schreiben mit Foucault*, Frankfurt M. 2002, 99–125
- Männergesundheit in Deutschland: Historische Aspekte, in: Jacobi, Günther H. (Hg.): *Praxis der Männergesundheit*, Stuttgart 2002, 24–33
- Stand und Perspektiven der »neuen Männergeschichte« (Frühe Neuzeit), in: Bos, Marguerite; Vincenz, Bettina u.a. (Hg.): *Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffes in der Geschlechtergeschichte. Beiträge der 11. Schweizerischen HistorikerInnen-tagung 2002*, Zürich 2004, 71–96
- Mütter und Söhne (ca. 1450–ca.1850): Ein Versuch anhand von Briefen, in: Flemming, Jens; Puppel, Pauline u. a. (Hg.): *Lesarten der Geschichte: Ländliche Ordnungen und Geschlechterverhältnisse. Festschrift für Heide Wunder zum 65. Geburtstag*, Kassel 2004, 89–119
- 200 Jahre Männergesundheit – Die Gene sind nicht Schuld, in: *Pflegezeitschrift*, 58, August 2005
- Donaldson, Mike: What Is Hegemonic Masculinity, in: *Theory and Society* 22 (1993), 643–657
- Dudich, Stefan; Hagemann, Karen u.a. (Hg.): *Masculinities in Politics and War. Gendering Modern History*, Manchester 2004
- Dürr, Renate: »...die Macht und Gewalt der Priester aber ist ohne Schranken«. Zum Selbstverständnis katholischer Seelsorgegeistlicher im 17. und 18. Jahrhundert, in: *Din-ges* 1998, 75–99
- Ehrenpreis, Stefan; Lotz-Heumann, Ute: *Reformation und konfessionelles Zeitalter*, Darmstadt 2002
- Eifert, Christiane: *Paternalismus und Politik. Preussische Landräte im 19. Jahrhundert*, Münster 2003
- Faltermajer, Toni: Männliche Identität und Gesundheit. Warum Gesundheit von Männern?, in: Altgeld, Thomas (Hg.): *Männergesundheit. Neue Herausforderungen für Gesundheitsförderung und Prävention*, Weinheim, München 2004, 11–33
- Farrell, Warren: *Mythos Männermacht*, Frankfurt M. 1995
- Fend, Mechthild; Koo, Marianne (Hg.): *Männlichkeit im Blick. Visuelle Inszenierungen in der Kunst seit der Frühen Neuzeit*, Köln, Weimar u.a. 2004
- Giddens, Anthony: *Die Konstitution der Gesellschaft*, Frankfurt M. 1988
- Gilman, Sander L.: *Freud, Identität und Geschlecht*, Frankfurt M. 1994
- Gilmore, David D.: *Misogyny: the Male Malady*, Philadelphia 2001
- Gleixner, Ulrike: Religion, Männlichkeit und Selbstvergewisserung. Der württembergische pietistische Patriarch Philipp Matthäus Hahn (1739–1790) und sein Tagebuch, in: *L'Homme. Zf.G.* 14 (2003), 262–279
- Haberma, Rebekka: *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850)*, Göttingen 2000
- Hagemann, Karen: »Männlicher Mut und Deutsche Ehre«. Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens, Paderborn 2002
- Hergemöller, Bernd-Ulrich: Die Konstruktion des »Sodomita« in den venezianischen Quellen zur spätmittelalterlichen Homosexuellenverfolgung, in: Dinges, 1998, 100–122
- Hoare, Quintin; Smith, Geoffrey Nowell (Hg.): *Selections from the Prison Notebooks of Antonio Gramsci*, London, New York 1971
- Hudson, Liam; Jacot, Bernardine: *Wie Männer denken. Intellekt, Intimität und erotische Phantasie*, Frankfurt M. 1993

- Kessel, Martina: *Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert*, Göttingen 2001 (Hg.): *Kunst, Geschlecht, Politik. Männlichkeitskonstruktionen und Kunst im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, Frankfurt M. 2005
- Krug-Richter, Barbara: Von Messem, Mänteln und Männlichkeit, Aspekte studentischer Konfliktkultur im frühneuzeitlichen Freiburg im Breisgau, in: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit*, 4 (2004), 26–52
- Kühne, Thomas (Hg.): *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte: Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Frankfurt a. M. 1996
- Kurth, Alexandra: *Männer – Rituale – Rituale. Studentenverbindungen seit 1800*, Frankfurt M. 2004
- Lienert, Elisabeth: Gender Studies, Gewalt und das »Nibelungenlied«, in: Gallé, Volker (Hg.): *Der Mord und die Klage. Das Nibelungenlied und die Kulturen der Gewalt*, Worms 2003, 145–162
- Martuschkat, Jürgen: »Ein Mörder aus Liebe«. Über Vaterschaft, Fürsorge und Verzweiflung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: *Werkstatt Geschichte* 29 (2001), 8–26
- Meuser, Michael: *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*, Opladen 1998
- Meyer, Heinz: *Emanzipation von der Männlichkeit. Gemischte Dispositionen und geschlechtliche Störungen der Geschlechterstereotype*, Stuttgart 1993
- Michelet, Stefan: *Selbstbilder und Fremdbilder der »Anderen«. Eine Geschichte Männer begebender Männer in der Weimarer Republik und der NS-Zeit*, Konstanz 2005
- Mosse, George L.: *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*, Frankfurt M. 1997
- Roper, Michael: Maternal Relations: Moral Manliness and Emotional Survival in Letters Home During the First World War, in: Dudink/Hagemann 2004, 295–315
- Schmale, Wolfgang: Einleitung: Gender Studies, Männergeschichte, Körpergeschichte, in: ders. (Hg.): *Männbilder*, Berlin 1998, 7–33
- *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000)*, Wien u. a. 2003
- Schmidt, Heinrich R.: Hausväter vor Gericht. Der Patriarchalismus als zweischneidiges Schwert, in: Dinges 1998, 213–236
- Männergewalt und Staatsgewalt. Frühneuzeitliche Ehekonflikte vor Gericht in vergleichender regionalgeschichtlicher Perspektive, in: *L'Homme. Z.f.G.* 14, 2003, 35–54
- Scholz, Sylka: *Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer*, Münster 2004
- Scholz Williams, Gerhild: Blutzugewinn: Autorität und Ehre in de Braghts »Bloody Theatre or Marys Mirror«, in: Bäckmann, Sibylle, Künast, Hans-Jörg u. a. (Hg.): *Ehrkonzepte in der Frühen Neuzeit – Identitäten und Abgrenzungen*, Berlin 1998, 270–287.
- Simha, Marnali: Giving Masculinity a History: Some Contributions from the Historiography of Colonial India, in: *Gender & History* 11 (1999), 445–460
- Steffen, Therese (Hg.): *Masculinities – Maskulinitäten: Mythos – Realität – Repräsentation – Rollendruck*, Stuttgart 2002
- Stolberg, Michael: A Woman Down to her Bones. The Anatomy of Sexual Difference in the Sixteenth and Early Seventeenth Centuries, in: *ISIS* 94 (2003), 274–299

Sundin, Jan; Willner, Sam: Health and Vulnerable Men in Sweden: From Traditional Farming to Industrialisation, in: *Hygeia internationalis* 4 (2004), 175–203 (<http://www.ep.liu.se/ej/hygies/>)

Tosh, John: Was soll die Geschichtswissenschaft mit Männlichkeit anfangen? Betrachtung zum 19. Jahrhundert in Großbritannien, in: Conrad, Christoph; Kessel, Martina (Hg.): *Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Begehung*, Stuttgart 1998, 160–206

— *A Man's Place. Masculinity and the Middle Class Home in Victorian England*, New Haven 1999

— Hegemonic Masculinity and the History of Gender, in: Dudink/Hagemann 2004, 41–58

Welskopp, Thomas: *Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz*, Bonn 2000

Zahlmann, Stefan; Scholz, Sylka (Hg.): *Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten*, Gießen 2005

Hegemoniale Männlichkeit

Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive

Michael Meuser und Sylke Scholz

Der Begriff der hegemonialen Männlichkeit, Mitte der achtziger Jahre von Carrigan, Connell und Lee in einem programmatischen Aufsatz in die Diskussion der seinerzeit entstehenden *men's studies* eingebracht¹, ist rasch zu deren Leitkategorie avanciert – eine Erfolgsgeschichte, die so schnell nicht ihresgleichen finden dürfte. Der Erfolg reicht weit über den von den Autoren formulierten Anspruch hinaus, eine neue *Soziologie* der Männlichkeit zu begründen; die gesamte sozial- und geisteswissenschaftliche Männerforschung ist von diesem Konzept mehr oder minder geprägt. Der breiten Rezeption des Konzepts steht allerdings eine eigentümliche Unbestimmtheit seines begrifflichen Gehalts gegenüber. Möglicherweise ist gerade dies das »Erfolgsgeheimnis«. Hegemoniale Männlichkeit ist vor allem in der Rezeption zu einem »catch all«-Begriff geworden, der vielfältige Assoziationen und Anschlußmöglichkeiten eröffnet. Aber dies ist ein »Schicksal«, das der Begriff mit anderen populären Konzepten teilt; man denke nur an die nachgerade inflationäre Verwendung des Begriffs der sozialen bzw. kulturellen Konstruktion von Geschlecht.

Donaldson hat schon Anfang der neunziger Jahre darauf aufmerksam gemacht, daß es schwierig zu bestimmen sei, welcher Typus von Männlichkeit hegemoniale Männlichkeit verkörpert.² Hearn hat unlängst herausgestellt, daß sich die Konfusion der Begriffsverwendung u.a. dem Umstand verdankt, daß Unklarheit darüber herrscht, in welcher Dimension sozialer Wirklichkeit hegemoniale Männlichkeit zu verorten ist. Geht es um kulturelle Repräsentationen, Alltagspraktiken oder institutionelle Strukturen?³ Die in diesem Band versammelten Beiträge verweisen vor allem auf die Schwierigkeit einer historischen Situierung hegemonialer Männlichkeit.

1 Carrigan/Connell/Lee, 1985.

2 Donaldson, 1993.

3 Hearn, 2004, 58.

Mit Hearn sind wir der Ansicht, daß »(t)here are [...] persistent question marks around what is actually to count as hegemonic masculinity«⁴. Allerdings folgen wir nicht seinem Vorschlag, den Fokus von Männlichkeit auf Männer zu verschieben und statt von hegemonialer Männlichkeit von der Hegemonie der Männer zu sprechen. Diese Wendung verspielt unseres Erachtens einen entscheidenden konzeptionellen Vorteil, den der Connellsche Begriff hat bzw. bei entsprechender Bestimmung haben kann: hegemoniale Männlichkeit als ein generatives Prinzip der Konstruktion von Männlichkeit zu verstehen, das sich gleichermaßen, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägungen, sowohl in perfekten Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit (so es diese überhaupt gibt) als auch in den sehr viel häufiger verbreiteten untergeordneten Männlichkeiten auffinden läßt. Ein solches Verständnis des Begriffs der hegemonialen Männlichkeit liegt nahe, wenn man Bourdieus Ausführungen zur männlichen Herrschaft und zum männlichen Habitus heranzieht. Die Verknüpfung der theoretischen Ansätze von Bourdieu und Connell wiederum ist möglich, gehen doch beide von einer Theorie der Praxis aus. Die damit eingehandelte stärkere Betonung der Persistenz sozialer Strukturen scheint uns kein Nachteil zu sein, sondern der Empirie der Männlichkeit angemessener zu sein als Connells Optimismus hinsichtlich einer intentional herbeigeführten Veränderung hegemonialer Männlichkeitskonstruktionen oder von Herrschaftsstrukturen.

Wir werden im folgenden zunächst auf die Frage eingehen, ob und ab wann es eine oder mehrere hegemoniale Männlichkeiten gibt. Anschließend legen wir unser Verständnis von hegemonialer Männlichkeit als einem generativen Prinzip dar, gehen dann auf die Logik der Aneignung ein und werden uns abschließend mit der Frage der Transformation männlicher Macht beschäftigen.

(Wie) Viele Hegemoniale Männlichkeiten?

Connells zentrale theoretische Annahme ist bekanntlich, daß jede Gesellschaft ein hegemoniales Männlichkeitsmuster ausbildet, dem Weiblichkeit und alle anderen Formen von Männlichkeit untergeordnet sind. Diese hegemoniale Männlichkeit ist als eine »historisch bewegliche Relation«⁵ zu verstehen. Connells eigene Analysen bieten nur Anhaltspunkte, was unter hegemonialer Männlichkeit jeweils zu verstehen sei. Als neues Leitbild moderner neoliberaler

4 Hearn, 2004, 58.

5 Connell, 1999, 102.

Gesellschaften bestimmt er den Manager im technokratischen Milieu, der auf globalen Märkten agiert.⁶ Connell rekurriert damit auf die in den vergangenen Jahrzehnten immer stärker werdende Macht der ökonomischen Sphäre. Ökonomische Werte und Orientierungsmuster dominieren immer mehr Teilbereiche der Gesellschaft, werden selbst in Feldern relevant, die gemeinhin als inkompatibel mit einer ökonomischen Logik gelten, wie etwa die Familienbeziehungen. Zu bedenken ist allerdings, daß ab den 90er Jahren auch der militärische Bereich im Zuge der »neuen Kriege«⁷ erneut an Dominanz gewinnt und damit militarisierte Männlichkeitskonzepte im globalen Kontext wieder bedeutsamer werden. Aber nicht nur mit Rekurs auf Connells Arbeiten, auch auf die Tagung, aus der dieser Sammelband hervorging, bleibt offen, was denn nun die aktuelle hegemoniale Männlichkeit ist.

Zieht man verschiedene empirische Studien heran, so zeigt sich, daß die Konstruktion von Männlichkeit in spezifischen sozialen Praxen erfolgt und recht unterschiedliche Vorstellungen von dem, was als »männlich« gilt, beinhalten kann. Die Untersuchungen lassen sich mit einem durch Connells Konzept geschulten Blick dahingehend interpretieren, daß innerhalb der jeweiligen sozialen Praxen von den männlichen Akteuren, oft getragen oder mitkonstruiert durch weibliche Akteure, je ein spezifisches Männlichkeitsideal entwickelt wird.⁸ Dieses jeweilige Ideal fungiert in der alltäglichen Praxis als »regulatorisches Ideal«⁹ für das Handeln des Mannes; indem das Handeln sich daran orientiert, wird Männlichkeit reproduziert. Derjenige Mann, der dem entsprechenden Ideal am nächsten kommt, hat innerhalb dieses sozialen Feldes das höchste Prestige und soziale Macht; das Feld ist demnach hierarchisch und kompetitiv strukturiert. Daß das regulatorische Ideal ein Männlichkeitsideal ist, welches darüber hinaus in der Regel mit anderen sozialen Zugehörigkeiten wie soziale Herkunft, Generation, Ethnizität etc. verknüpft ist, ist den sozialen Akteuren meist nicht bewußt; aus der Perspektive der Männer handelt es sich um ein allgemeines Ideal.

Auch die Analysen des vorliegenden Sammelbandes stützen in vielen Fällen die Annahme, daß es nicht nur die eine – jeweils historisch konkrete – hegemoniale Männlichkeit gibt. Die detaillierten Studien wie etwa die Untersuchung der frühneuzeitlichen Studentenkultur von Marian Füßel zeigen einerseits, daß verschiedene Männlichkeitsentwürfe innerhalb dieses sozialen Feldes miteinander konkurrierten und daß sich andererseits vielschichtige Über-

6 Connell, 1998.

7 So der von Münkler, 2004, in die Debatte eingeführte Begriff. Vgl. zu diesem Aspekt auch Scholz, 2005.

8 Vgl. dazu die in Scholz, 2004, Kapitel 2 zitierten Untersuchungen.

9 Hartk, 1999, 70.

schneidungsverhältnisse zwischen ständischen, altersbedingten und geschlechtsspezifischen Kodierungen in den akademischen Gruppenkulturen nachweisen lassen. Die konkurrierenden Männlichkeitsideale sind dabei »verräumlicht«. Dieser Aspekt ist insofern für aktuelle Männlichkeitskonstruktionen von besonderem Interesse, da der alles vereinheitlichende und oft überschätzte Globalisierungsprozeß parallel zu Prozessen von Reregionalisierungen verläuft.

Füssel ist nun mit Rekurs auf Wolfgang Schmales kürzlich vorgelegte *Geschichte der Männlichkeit* hinsichtlich der Transformationen von Männlichkeit vom Ancien Regime zur bürgerlichen Gesellschaft sehr vorsichtig: »Möglichkeit« ist es im 18. Jahrhundert zu einer Aufhebung der ständisch-fragmentierten studentischen Männlichkeiten in »einen neuen Typus der »satisfaktionsfähigen Gesellschaft wilhelminischer »Burschenherlichkeit« gekommen.¹⁰ Christa Hämmerle und Martin Lücke wenden sich explizit gegen die von Schmale behauptete These, daß im 18. Jahrhundert ein militarisiertes Männlichkeitsideal in Europa hegemonial wurde.¹¹ Andere Untersuchungen, wie die von Andrea Moshövel über mittelalterliche Männlichkeitskonstruktionen wenden sich wiederum gegen die These, daß Männlichkeit erst im 18. Jahrhundert zu einer gesellschaftlichen Strukturkategorie wurde.

Aus soziologischer Perspektive ist zu dieser Kontroverse folgendes anzumerken: Angesichts dessen, daß hegemoniale Männlichkeit eine relationale Kategorie ist, die nicht nur in der Relation zu Weiblichkeit(en) ihre Gestalt erhält, sondern auch, wenn nicht sogar primär, in Relation zu anderen, untergeordneten Männlichkeiten, und vorausgesetzt, daß die hier bedeutsamen Relationen solche von sozialstruktureller Relevanz sind, also Verhältnisse zwischen sozialen Klassen, Schichten, Milieus, Ethnien betreffen, bedarf es zweier Bedingungen, um von *hegemonialer* Männlichkeit sprechen zu können: Erstens einer sozial differenzierten Gesellschaft. So macht es z.B. keinen Sinn, von einer hegemonialen Männlichkeit mit Blick auf Stammesgesellschaften zu sprechen, in denen es nur eine Achse sozialer Differenzierung gibt, nämlich die des Geschlechts. Notwendig ist mindestens eine weitere Achse, welche die männlichen Mitglieder der Gesellschaft in Verhältnisse sozialer Ungleichheit zueinander setzt. Dies dürfte freilich auch für mittelalterliche Gesellschaften gelten.

Solchen Gesellschaften fehlt jedoch die zweite Bedingung: eine zumindest der herrschenden gesellschaftlichen Ideologie nach gegebene und zumindest minimale Durchlässigkeit zwischen den sozialen Strata. Nur dann können sich verschiedene Männlichkeiten in ein Verhältnis zueinander setzen, in dem eine

¹⁰ Füssel in diesem Band, 96f.

¹¹ Vgl. zu Schmales Buch auch die Kritik von Kühne 2004.

von ihnen sich als hegemoniale durchsetzt. Aus soziologischer Perspektive ist die Frage zu stellen, ob bzw. in welcher Weise in der feudalen Gesellschaft die Welt des Adels eine Orientierungsfolie für die niederen sozialen Stände war. Hat sie maßgeblich soziale Praxen der gesellschaftlichen Massen strukturieren können? Sollte der Einfluß der im Adel vorherrschenden Männlichkeit jedoch auf das eigene soziale Feld begrenzt gewesen sein, sollte die adlige Männlichkeit nur dort Praxis generierende Kraft gehabt haben, kann man sie nicht als kulturell hegemonial bezeichnen. Es gab wohl eher ein Nebeneinander (nicht Konkurrenz) von z.B. einer bäuerlichen, körperzentrierten Männlichkeit und einer »höfischen«, kulturell »verfeinerten« Männlichkeit.¹² Hegemoniale Männlichkeit gibt es dort, wo – der gesellschaftlichen Ideologie nach und zumindest ansatzweise in der sozialen Praxis – Standesgrenzen aufbrechen und die sozialen Welten miteinander in einem (begrenzten) Austausch stehen, wo der soziale Status des (männlichen) Individuums Resultat der individuellen Leistung und nicht mehr qua Geburt bestimmt ist.¹³ Dies ist in der bürgerlichen Gesellschaft gegeben, deren (männliche) Protagonisten mithin als Idealtypen hegemonialer Männlichkeit fungieren.

Läßt sich mit Blick auf eine ständische Gesellschaft, in denen die Stände nicht nur rechtlich, sondern auch »in ihrer Lebensweise klar voneinander geschieden«¹⁴ sind, sinnvollerweise von einer hegemonialen Männlichkeit reden oder ist dies nur unter der Bedingung möglich, daß es zu einer zumindest ansatzweisen Interpenetration der Lebensweisen und damit einer zumindest rudimentären Gemeinsamkeit sozialer Praxis kommt? Wenn Hegemonie (im Sinne Gramscis) ein kulturell erzeugtes Einverständnis der Untergeordneten mit ihrer sozialen Lage meint und nicht einfach die Dominanz einer gesellschaftlichen Gruppe über eine andere, dann ist ein Mindestmaß an Durchdringung von Lebensstilen notwendig. Ansonsten ist nicht nachzuvollziehen, wie der Lebensstil der dominanten Gruppe bzw. Klasse zu einer allgemein gültigen Orientierungsfolie werden kann. Daß diese Durchdringung nicht wechselseitig, sondern eher einseitig erfolgt, läßt sich als konstitutives Merkmal von Hegemonie begreifen.

Ute Frevert beschreibt in ihrer Studie über das Duell, wie in der studentischen Duellkultur der Adel den allgemeinen studentischen Lebensformen seinen Stempel zu dem historischen Zeitpunkt aufzudrücken vermag, zu dem

¹² Moshövel (in diesem Band, 63) spricht mit Bezug auf Cadden von einer »Spannbreite mittelalterlicher Geschlechterentwürfe«.

¹³ In diesem Sinne läßt sich möglicherweise Connells These verstehen, daß hegemoniale Männlichkeit voraussetzt, daß Individualität als Vorstellung der Handlungsfähigkeit des autonomen Selbst gegeben ist.

¹⁴ Hradil, 1999, 34.

sich die Praxis des Duells auf Studenten jeglicher Herkunft ausdehnte.¹⁵ Ohne die Gemeinsamkeit der Praxis hätte die Lebensform des Adels nicht hegemonial werden können. Die Männlichkeit des Adels wird zu dem Zeitpunkt (Ende des 18. Jahrhunderts) im studentischen Milieu hegemonial, als sich der Ehrenkodex des Adels auf andere Stände ausbreitet, mithin Standesgrenzen (partiell und zunächst auf das soziale Feld der Universitäten begrenzt) durchlässig werden.

An Freverts Beschreibung der sozialen Diffundierung der Praxis des Duells in »niederer soziale Stände läßt sich ein weiteres Merkmal hegemonialer Männlichkeit erfassen. Hegemoniale Männlichkeit wird durch die *soziale Praxis* der gesellschaftlichen Elite bzw. gesellschaftlicher Eliten definiert, also durch eine zahlenmäßige Minderheit der Bevölkerung.¹⁶ Es sind ferner nicht einzelne Mitglieder der Elite, welche in einem intentionalen Akt bewußt und gezielt definieren, was hegemoniale Männlichkeit ausmacht; in der sozialen Praxis der Elite bildet sich ein Muster von Männlichkeit aus, das kraft der sozialen Position der Elite hegemonial wird. Hegemoniale Männlichkeit ist an *gesellschaftliche* Macht und Herrschaft gebunden.

Das impliziert nicht zwingend, daß es in einer Gesellschaft nur eine hegemoniale Männlichkeit geben kann. Die Bestimmung *einer* hegemonialen Männlichkeit mag möglich (gewesen) sein für die industriegesellschaftliche Moderne, insbesondere für Gesellschaften und Epochen, in denen zivile und militärische Macht eng miteinander verknüpft waren. Für den Ingenieurberuf, der für die Industrialisierung von zentraler Bedeutung gewesen war, ist gezeigt worden, daß und wie er vom Militärischen geprägt war. Zivilberuflicher und militärischer Habitus wiesen starke Übereinstimmungen auf. Biographien bekannter Großindustrieller wie Werner von Siemens verweisen auf die zivile Verwertbarkeit der militärischen Sozialisation.¹⁷ Die Existenz *einer* hegemonialen Männlichkeit setzt *ein* Zentrum gesellschaftlicher und politischer Macht voraus, das es in der postindustriellen, spät-, hoch-, postmodernen (oder wie immer auch zu bezeichnenden) Gesellschaft des Informationszeitalters nicht mehr gibt. Möglicherweise korrespondiert der gegenwärtigen Differenzierung der Zentren gesellschaftlicher und politischer Macht eine Pluralisierung hegemonialer Männlichkeiten, welche in den sozialen Feldern von Wirtschaft, Medien, Politik, Profession und auch Militär organisiert sind.

15 Frevert, 1991, 134 ff.

16 Frevert, 1991, 135, weist darauf hin, daß »selbst in Göttingen, der vornehmsten norddeutschen Universitäts«, der Anteil der adligen Studenten »nur zwischen 13 und 18 Prozent lag«. Auf die Bedeutung der Eliten verweisen auch Connells Beschreibungen, in welchen sozialen Feldern hegemoniale Männlichkeit institutionell verkörpert ist.

17 Janshen, 2001.

Pluralisierung hegemonialer Männlichkeiten bedeutet allerdings nicht, eine Inflation x-beliebiger hegemonialer Männlichkeiten anzunehmen. Nicht jedes soziale Milieu und jede Subkultur formt eine eigene hegemoniale Männlichkeit. Der Begriff hegemonial macht nur Sinn, wenn mit der in dieser Weise bezeichneten Männlichkeit ein Anspruch auf normative Gültigkeit über das jeweilige soziale Feld hinaus verbunden ist. Ein solcher Anspruch ist einer subkultur- und milieuspezifischen Männlichkeit nicht notwendigerweise zu eigen. Eine in einem sozialen Milieu vorherrschende Männlichkeit ist noch keine hegemoniale. Sie ist es nur dann, wenn sie mit dem Anspruch milieubergreifender Gültigkeit auftritt. Die im traditionellen Arbeitermilieu vorherrschende, körperliche Stärke akzentuierende Männlichkeit setzt zwar Standards für Männer, die diesem Milieu angehören, vermag aber nicht über Milieugrenzen hinweg das gesellschaftliche Männlichkeitsideal zu bestimmen. Sie ist zwar keine marginalisierte (wie es eine homosexuelle Männlichkeit bis in die Gegenwart hinein ist), aber eine untergeordnete Männlichkeit, in der zudem zentrale Elemente hegemonialer Männlichkeit ihren festen Platz haben. Eine Einheit von hegemonialer und untergeordneter Männlichkeiten besteht des Weiteren dergestalt, daß beiden eine homologe Strukturlogik eignet: sie formen sich beide in den ersten Spielen des Wettbewerbs, den die Männer unter sich austragen (s.u.).¹⁸

Die Frage, wie viele hegemoniale Männlichkeiten es zu einem historischen Zeitpunkt gibt, kann derzeit nicht beantwortet werden. Dazu sind weitere empirische Untersuchungen notwendig, die vor allem weniger die diskursive und mehr die praxeologische Ebene in den Blick nehmen, also die »gelebten« Männlichkeiten.¹⁹ Allerdings kann so etwas wie eine »Suchanleiung« formuliert werden. Hegemoniale Männlichkeit wird in den sozialen Feldern konstituiert, in denen, historisch variabel und von Gesellschaft zu Gesellschaft unterschiedlich, die zentralen Machtkämpfe ausgetragen und gesellschaftliche Einflusssphären festgelegt werden. Das war im imperialen Nationalstaat des 19. Jahrhunderts das Militär, und das sind in den gegenwärtigen globalisierten neoliberalen Gesellschaften des Informationszeitalters vermutlich das technologische Milieu des Top-Managements und die Massenmedien.

18 Vgl hierzu auch den Beitrag von Rüppel in diesem Band.

19 Vgl. auch die Argumentation von Kühne, 2004 und Tosh, 2004.

Hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip

Eine andere Wendung erfährt der Versuch zu bestimmen, was hegemoniale Männlichkeit ist, wenn der Blick weg von den jeweiligen inhaltlichen Füllungen der Männlichkeitsentwürfe auf die Logik der Konstruktion gerichtet wird. Hegemoniale Männlichkeit läßt sich als das *generative Prinzip* von Männlichkeit begreifen. Sowohl in der hetero- als auch in der homo sozialen Dimension wird Männlichkeit im Modus der Hegemonie konstruiert.

Connell setzt in seinen Arbeiten die Machtrelation zwischen Männern und Frauen zentral; die Über- und Unterordnungsverhältnisse zwischen Männern, die paradoxerweise durch seine Analysen erst in den Blick der Forschung geraten, sind dieser Dimension nachgeordnet. An dieser Setzung haben die vielfältigen Arbeiten, die im Anschluß an Connells Konzept entstanden sind, Zweifel aufkommen lassen und auch die Arbeiten dieses Sammelbandes belegen, daß die widersprüchlichen Machtrelationen innerhalb des männlichen Geschlechts für die Reproduktion, aber auch die Transformation der Geschlechterordnung zentral sind. Tosh betont, daß sich in jeder Gesellschaft männliche Praktiken und Werte finden lassen, die vor allem die homo sozialen Machtverhältnisse unter Männern reproduzieren.²⁰ »Masculinity is largely a homosocial enactment«, konstatiert auch Kimmel.²¹ Die Form, in der sich Männlichkeit innerhalb homo sozialer Verhältnisse ausbildet, hat Bourdieu in seinen Arbeiten über die *domination masculine* folgendermaßen bestimmt: »Konstruiert und vollendet wird der männliche Habitus nur in Verbindung mit dem den Männern vorbehaltenen Raum, in dem sich, *unter Männern*, die ernstesten Spiele des Wettbewerbs abspielen.«²² Bourdieu akzentuiert zwei miteinander verbundene Aspekte: die kompetitive Struktur von Männlichkeit und den homo sozialen Charakter der sozialen Felder, in denen der Wettbewerb stattfindet. Dieser wird unter Männern ausgetragen.

Die Konstruktion von Männlichkeit folgt also einer *doppelten Distinktions- und Dominanzlogik*: nicht weniger gegenüber Männern als gegenüber Frauen. In genau diesem doppelten Sinne wird Männlichkeit in einem hegemonialen Modus hergestellt. Das Ergebnis dieses Herstellungsprozesses ist keineswegs und nicht einmal überwiegend die Konstitution hegemonialer Männlichkeit. Diese wird als institutionalisierte Praxis in aller Regel eher verfehlt. Doch liegt auch der Herstellung untergeordneter Männlichkeiten das gleiche generative Prinzip

20 Tosh, 2004.

21 Kimmel, 1996, 7.

22 Bourdieu 1997, 203.

zugrunde. Das wird deutlich, wenn man die Geschlechtslage in ihrer konfigurativen Verknüpfung mit anderen sozialen Lagen betrachtet.

Sowohl soziologische Untersuchungen als auch manche Studien in diesem Band zeigen, wie stark die Machtrelationen unter Männern mit anderen sozialen Zugehörigkeiten verwoben sind. Das wirft weitergehend die Frage auf, ob Männlichkeit nicht eins von mehreren hierarchischen Prinzipien ist, die gemeinsam die soziale Ordnung bestimmen.²³ Die soziologische Geschlechterforschung diskutiert dies mit den Begriffen der Intersektionalität oder Konfiguration von sozialen Lagen. Eine Studie von Bohnsack bietet ein instruktives empirisches Anschauungsmaterial dafür, in welcher Weise der geschlechtliche und der ethnische Habitus bei jungen männlichen türkischen Migranten in Deutschland eng ineinander verwoben sind.²⁴ Instruktiv zum Verständnis der Art und Weise, wie hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip funktioniert und dabei soziale Praxen generiert, die keine hegemoniale, sondern eine untergeordnete Männlichkeit konstituieren, sind Bohnsacks Ausführungen zum Komplex der männlichen Ehre bei einer Teilpopulation dieser Migranten.

Die alltägliche Konfrontation der von der Familie vermittelten türkischen Herkunftskultur mit der deutschen Majoritätskultur trägt das Potential einer habituellen Verunsicherung sowohl in der ethnischen als auch in der geschlechtlichen Dimension in sich. Am geringsten ist die Verunsicherung bei den jungen Männern, die vergleichsweise fest in der türkischen Kultur verankert sind. Diesen Männern ist die Wahrung der männlichen Ehre eine durch nichts zu erschrütternde Selbstverständlichkeit. Die Ehre zu wahren, verlangt von ihnen u.a., Kontrolle über ihre Frauen, ihre Freundinnen, auch über ihre Schwestern auszuüben, und das vor allem in Situationen, in denen die Frauen sich in der Öffentlichkeit bewegen. »Das bedeutet auch, daß diese Kontrolle nicht durch ein persönliches und auf das Individuum bezogenes Mißtrauen (im Sinne einer ›Eifersucht) motiviert ist. Es ist vielmehr Element der habituellen Disposition des Mannes, des männlichen Habitus schlechthin.«²⁵ Diesen Männern ist es beispielsweise unverständlich, daß deutsche Männer ihren Frauen gestatten, ohne ihr Beisein mit Arbeitskollegen ein Restaurant aufzusuchen. Türkische Männer würden so etwas niemals erlauben: »Man hat doch seinen Stolz und seine Ehre«, begründet einer der Männer diese Haltung. Unver-

23 Vgl. dazu die Argumentation von Tosh, 2004 und Hearn, 2004. In der Frauen- und Geschlechterforschung wird eine ganz ähnliche Diskussion hinsichtlich der Relevanz der Strukturkategorie von Geschlecht für Ungleichheits- und Machtverhältnissen geführt (Dörling, 1999; Rommelspacher, 1995).

24 Vgl. Territt, 1996; Bohnsack, 2001.

25 Bohnsack, 2001, 57.

ständig ist diesen Männern auch, daß deutsche Männer nicht sofort – verbal und auch handgreiflich – intervenieren, wenn ein anderer Mann der eigenen Freundin oder Frau nachschaut. Diese »Laschtheit« erweckt Zweifel an der Männlichkeit der deutschen Männer; in den Augen der Türken sind sie keine »richtigen Männer«, weil sie die männliche Ehre nicht verteidigen bzw. weil ihnen diese Ehre kein zu verteidigender Wert ist.

Das Beispiel dokumentiert eine spezifische »Konfiguration« von geschlechtlichem und ethnischem Habitus. Die Geschlechterdifferenz wird genutzt, um die ethnische Differenz zu akzentuieren, und umgekehrt macht es die ethnische Zugehörigkeit notwendig, die rigiden Vorstellungen, was ein geschlechtsadäquates Verhalten ausmacht, durchzusetzen. Doing gender und doing ethnicity sind gewissermaßen wechselseitig genutzte Ressourcen.²⁶ Die im Vergleich zur deutschen Kultur – übersteigerte Markierung männlicher Hegemonie verschärft die ethnische Abgrenzung. Umgekehrt dürfte die ethnische Konnotation der Hegemonie einer Akzeptanz unter deutschen Männern nicht förderlich sein. Auf diese Weise erzeugen diese jungen Türken, obwohl ihrer Konstruktion von Männlichkeit hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip zugrunde liegt (nämlich Streben nach Dominanz gegenüber Frauen und gegenüber anderen Männern), eine »untergeordnete Männlichkeit«, untergeordnet in Bezug auf die in Deutschland üblichen Standards der Performanz hegemonialer Männlichkeit, die keine derart umfassende Kontrolle und Verfügung über die Freundin oder die Ehefrau vorsehen. Die Verteidigung der Ehre mittels Kontrolle, Verfügung über, aber auch Schutz von Frauen kann zugleich als spezifisches Männlichkeitsideal verstanden werden, daß in dieser sozialen Praxis dominant oder anders formuliert hegemonial ist.

Vergemeinert läßt sich folgern, daß der Begriff der hegemonialen Männlichkeit, soll er erstens mehr sein als eine Umschrift für männliche Dominanz und zweitens die homosoziale Dimension gleichermaßen wie die heterosoziale umfassen, eine intersektionale oder konfigurative Betrachtungsweise voraussetzt. Hegemonie ist wie Geschlecht eine relationale Kategorie; hegemoniale Männlichkeit kann es in der homosozialen Dimension nur in Relation zu anderen Lagen sozialer Ungleichheit geben, vor allem zu Klassen-, Generations-, ethnischen Lagen und im Verhältnis sexueller Orientierungen.

26 Ilse Lenz, 1996, 219, verwendet den Begriff der Konfiguration, um – gegen ein additives Verständnis – zu betonen, daß die Handelnden »einzelne Elemente der Geschlechterrollen, ihres ethnischen Hintergrunds usw. auswählen, kombinieren oder aber herunterspielen und vermeiden«.

Zur Aneignung des männlichen Habitus

In der homosozialen Dimension ist die Konstruktion von Männlichkeit von einer kompetitiven Logik geprägt. Dieser Aspekt kommt in Connells Ausführungen zur hegemonialen Männlichkeit zu kurz. Der Modus, in dem unterschiedliche Männlichkeiten sich in ein hierarchisches Verhältnis zueinander setzen, ist der des Wettbewerbs. Der Wettbewerb, das Bemühen, einem anderen Mann – in welcher Weise auch immer – überlegen zu sein, wird frühzeitig eingeübt, er ist ein zentrales Mittel männlicher Sozialisation. Er ist jedoch nicht nur ein Modus der Distinktion, sondern vielfach auch – und in ein- und derselben Interaktion –, so paradox das möglicherweise erscheinen mag, ein Mittel männlicher Vergemeinschaftung bzw. von Konjunktion.²⁷ Tosh betont die Dialektik von Kameradschaft und Wettbewerb.²⁸ In historischer Perspektive läßt sich diese Dialektik z.B. an der Institution des Duells oder den Fecht- und Trinkritualen studentischer Verbindungen nachvollziehen.²⁹ Im Duell konstituierte sich »eine Art Freundschaftsbund [...]«. Durch ein Duell, hieß es denn auch im Jenaer Comment von 1809, »sind die Schlagenden näher miteinander verbunden und per se in Bruderschaft, was durch Bruderkuß und Bruderschafts-Trinken bekräftigt wurde.«³⁰ In den von Verbindungsstudenten praktizierten Trinkritualen trank man »mit- und gegeneinander um die Wette«.³¹ Die skizzierte Dialektik von Wettbewerb und Kameradschaft erhellen auch soziologische Studien zu männlichen gewaltaffinen Kulturen. Nicht nur die hochgradig ritualisierte Gewalt des Duells oder des Mensurschlagens, auch der gewaltförmig ausgetragene Wettbewerb unter Hooligans kann eine Ressource von Solidarität sein – wenn etwa die Hooligans von zwei Fußballvereinen sich nach erfolgter Schlägerei miteinander verbrüderern.³²

Der Umstand, daß der Wettbewerb in vielen Fällen mehr oder minder einem ritualisierten Ablaufschema folgt, verweist auf seine Bedeutung für Aneignung und Reproduktion des männlichen Habitus. Über das Ritual wird der Wettbewerb von persönlichen Motiven entkoppelt. Frevert macht darauf aufmerksam, daß in der Mitte des 19. Jahrhunderts aus den Messuren der Studenten jedes persönliche Motiv verschwunden war.³³ Die Profilierung im

27 Ausführlich hierzu Meuser, 2003.

28 Tosh, 2004, 54.

29 Vgl. dazu auch den Beitrag über jüdische Studentenverbindungen von Rümp in diesem Band.

30 Frevert, 1991, 141; vgl. auch Mosse, 1997, 32f.

31 Elias, 1989, 125ff.

32 Vgl. Bohnsack u.a., 1995. Instruktiv sind auch Inhetveens, 1997, Ausführungen zum Phänomen der »geselligen Gewalt«.

33 Frevert, 1991, 149f.

Wettbewerb als solche war wichtig. Ebenfalls für das studentische Milieu dieser Zeit zeigt Objartel, wie sich eine »Kunst des Beleidigens« ausbildet, die »unbeeinflusst von der Affektgeladenheit der Streitsituation in kühler Berechnung Beleidigungen austreibt oder übertrumpft«.34 Eine ähnliche Virtuosität verbaler Wettstreits findet sich in manchen männlichen Jugendsubkulturen der Gegenwart. In einer ethnographischen Studie über eine Gruppe adoleszenter türkischer Migranten der zweiten Einwanderungsgeneration, die *Turkish Power Boys*, beschreibt Tertilt, wie in ritualisierten Rededuellen unter den Gruppenmitgliedern auf spielerische Weise die männliche Ehre verteidigt wird. In diesen Duellen beleidigen sich die Akteure wechselseitig, aber diese Wortgefechte sind gewöhnlich kein Ausdruck von Feindseligkeiten. Die Rededuelle werden in Reinform ausgetragen, und jeder versucht, den anderen an verbaler Virtuosität zu überbieten.³⁵ Nicht nur bei den Turkish Power Boys, auch in der Szene der HipHoper wird der verbale Wettstreit nicht gemieden, sondern eher gesucht. Auch hier gibt es ritualisierte Formen des wechselseitigen Beschimpfens und Beleidigens, welche einem vorstrukturierten und mithin erwartbaren Ablaufschema folgen.³⁶

Die Ritualisierung des Wettbewerbs verweist auf eine zentrale Funktion. In sozialisationstheoretischer Perspektive stellt sich der Wettbewerb als eine »Strukturübung« dar. Bourdieu unterscheidet drei Formen der Sozialisation: erstens ein »Lernen durch schlichte Gewöhnung«, zweitens die explizite Unterweisung. Drittens und zusätzlich zu diesen Formen sieht »jede Gesellschaft Strukturübungen vor«, mit denen bestimmte Formen »praktischer Meisterschaft« übertragen werden.³⁷ In diesen Strukturübungen erwerben Männer praktische Meisterschaft nicht nur in dem Sinne, daß sie sich die Modalitäten bzw. Spielregeln der ersten Spiele des Wettbewerbs aneignen, vor allem lernen sie, diese Spiele zu lieben.

Auch die gewaltförmigen Formen des Wettbewerbs, welche eigentümlicherweise in der Altersphase des Übergangs vom Jugendalter zum Erwachsenenstatus nicht nur gegenwärtig³⁸, sondern auch in früheren Epochen besonders stark ausgeprägt sind³⁹, lassen sich im skizzierten Sinne als Strukturübungen begreifen.⁴⁰ Es sind lebensphasentypisch übersteigerte, gleichsam episodale Einübungen in die Strukturlogik hegemonialer Männlichkeit. Darin

34 Objartel, 1984, 104; s.a. Dinges, 1994, 216 ff., 356ff.

35 Tertilt, 1996, 198ff.

36 Klein/Friedrich, 2003, 38ff.

37 Bourdieu 1993, 138.

38 Vgl. Meuser, 2002.

39 Vgl. Dinges, 1997.

40 Vgl. Meuser, 2005.

wird nicht Gewalt als normaler Modus männlicher Dominanz erlernt – charakteristischerweise lassen die weitaus meisten gewalttätigen männlichen Adoleszenten nach dem Übergang in den Erwachsenenstatus vom Gewalthandeln ab. Eingeebnet wird die formale Logik des männlichen Geschlechtshabitus. In diesem Sinne einer strukturellen Homologie mit anderen ernstesten Spielen des Wettbewerbs ist Gewalt ein typisch männliches Phänomen und eine Handlungsressource, welche Männern mehr als Frauen kulturell zur Verfügung steht.⁴¹

Persistenzen – die Beharrungskraft hegemonialer Männlichkeit

Die Produktion, Reproduktion, aber auch die Transformationen männlicher Macht erfolgt in modernen Gesellschaften im Modus der Hegemonie und ist adäquat mit dem Begriff »männliche Hegemonie« zu fassen. Denn die gesellschaftliche Dominanz von Männern und Männlichkeit(en) wird weniger durch direkten Zwang und Gewalt konstituiert, sondern vielmehr durch eine soziale Vorherrschaft von Männlichkeit, die auf Einverständnis und Konsensbildung beruht. Unter »männliche Hegemonie« ist die Dominanz männlicher Wert- und Ordnungssysteme, Interessen, Verhaltenslogiken und Kommunikationstypen etc. zu verstehen. So Unterschiedliches sie auch in den verschiedenen sozialen Praxen beinhalten, gibt es einen gemeinsamen Kern: das Männliche gilt als Norm und gegenüber dem Weiblichen als überlegen. Daraus leitet sich der Anspruch auf männliche Autorität ab, die wiederum die Ausübung männlicher Macht legitimiert.

Auch wenn man von der Annahme einer Omnipotenz männlicher Hegemonie zurücktritt, ist erstaunlich, daß, obwohl diese Ideologie und Kultur der männlichen Überlegenheit seit immerhin fünfundsiebzig Jahren von der Frauenbewegung und dem akademischen Feminismus in Frage gestellt werden, sich doch relativ wenige Brüche zeigen. Wie kommt es, daß viele Frauen im Großen und Ganzen der kulturellen und sozialen Vorherrschaft von Männlichkeit(en) zustimmen? Diese Frage stellt sich auch angesichts der Ausdifferenzierungen innerhalb der Genusgruppe der Männer, denn für einen Teil von Männern hat sich die »patriarchale Dividende« in den vergangenen Jahren ganz erheblich reduziert. Welche Gewinne etwa ziehen die »Überflüssigen«⁴² – so der aktuelle Terminus aus der soziologischen Ungleichheitsforschung – aus der

41 Vgl. Meuser, 2002.

42 Bude, 1998.

Dominanz männlicher Werte und Orientierungsmuster? Stehen sie nicht ganz im Gegenteil positiven Identitätskonzepten konträr gegenüber?

Die Frage ist jedoch möglicherweise falsch gestellt. Konzipiert man Männlichkeit mit Bourdieu in einer habitustheoretischen Perspektive und begründet man hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip des männlichen Geschlechtshabitus, das in immer neuen »Strukturübungen« tief in kognitive Strukturen und körperliche Routinen eingeschrieben wird, dann wird zweierlei deutlich. Erstens ist denen, deren »patriarchale Dividende« geringer zuhanden ist, in der Regel ein anderes Vokabular als das hegemoniale nicht zuhanden, um sich als Mann zu definieren, und zweitens macht sich bei denen, die alternative Identitätskonzepte entwerfen, noch in der (versuchten) Negation hegemonialer Männlichkeit die kulturelle Macht des Negierten bemerkbar.⁴³

Connell, dessen Ansatz sich auf den Wandel der Machtverhältnisse im Geschlechterverhältnis richtet und der auf der »Suche nach denunzierenden Strategien zum Sturz des Patriarchats«⁴⁴ ist, »verkennt«⁴⁵ die symbolische Mächtigkeit der Vorstellung von der männlichen Überlegenheit.⁴⁶ Aktive Konsens- und Bündnisbildung reichen nicht zur Erklärung der Reproduktion männlicher Hegemonie aus. Diese Lücke kann mit Bourdieus Konzept der »symbolischen Gewalt« geschlossen werden. Ebenso wie Connell geht Bourdieu davon aus, daß sich die soziale Macht von Männern nicht vorrangig durch physische Gewalt reproduziert. Auch bei Bourdieu realisiert sich männliche Dominanz durch eine Zustimmung der Beherrschten, die jedoch – und das ist ein zentraler Unterschied zu Connell – nicht auf der freiwilligen Entscheidung eines aufgeklärten Bewußtseins beruht, sondern auf der unmittelbaren und vorreflexiven Unterwerfung der sozialisierten Körper«⁴⁷. Mit dem Begriff symbolische Gewalt erfaßt er die soziale Wirkmächtigkeit der hierarchischen symbolischen Zweigeschlechtlichkeit. Bourdieu zeigt, daß in die kognitiven Strukturen und in die Körper der Individuen die Zerteilung der sozialen Welt in männlich und weiblich sowie die Vorstellung von der männlichen Überlegenheit bereits eingeschrieben ist. Diese Sichtweise erscheint den Individuen als natürlich und selbstverständlich, »weil sie kognitive Strukturen auf [die soziale Welt] anwenden, die aus eben diesen Strukturen der Welt hervorgegangen sind«⁴⁸. Und so werden die Individuen »Gefangene und auf verstreckte Weise Opfer der herr-

43 Empirische Illustrationen hierzu bei Meuser, 1998, 183ff. und 223ff.

44 Connell, 1996, 24.

45 Zum Begriff der Verkenntung vgl. Bourdieu/Wacquant, 1996, 204.

46 Vgl. auch den Beitrag von Szczepaniak in diesem Band.

47 Bourdieu, 1997, 165.

48 Bourdieu/Wacquant, 1996, 204.

schenden Vorstellungen«.⁴⁹ Connells Vertrauen in die befreiende Kraft der Bewußtwerdung stellt sich in einer habitustheoretischen, an Bourdieu orientierten Perspektive mehr als von einem politischen Veränderungswillen geprägt als von nüchterner soziologischer Analyse gestützt dar.

Resümee

Nicht nur die Beiträge in diesem Band, auch andere Arbeiten, die mit dem Begriff der hegemonialen Männlichkeit operieren, lassen die Schwierigkeit einer begrifflichen Präzisierung erkennen. Darin dokumentiert sich freilich nicht (nur) ein Reflexionsdefizit der men's studies. Eine andere Lesart, die wir hier zur Diskussion stellen, begreift die Unbestimmtheit als konstitutives Merkmal hegemonialer Männlichkeit. Sie tritt im Modus der Allgemeinheit auf. Obschon sie eng mit den Zentren gesellschaftlicher Macht verknüpft ist, mit hin eine klassentypische Prägung hat, macht sie sich nicht als Besonderes kenntlich. Die hierzulande gültige(n) hegemoniale(n) Männlichkeit(en) ist (sind) zwar eine deutsche, weiße, bürgerliche Männlichkeit, aber diese Prägungen sind nicht kenntlich gemacht. Es ist eine nicht markierte Männlichkeit, im Unterschied zu untergeordneten und marginalisierten Männlichkeiten, die in ihrer Abweichung vom (schwer zu bestimmenden) hegemonialen Ideal als Besondere markiert und in ihren jeweiligen sozialstrukturellen Bezügen kenntlich sind – als »türkische«, »proletarische«, »schwule« usw. Männlichkeit. Simmel hat als ein wesentliches Merkmal der Herrschaft der Männer über die Frauen beschrieben, daß ihr eine Hypostasierung des Männlichen zum Allgemein-Menschlichen zugrunde liegt – in welcher sie sich als Herrschaft unkenntlich macht und einer Wahrnehmung als geschlechtlich markiert entzieht.⁵⁰ Möglicherweise funktioniert Hegemonie in der homozozialen Dimension in ähnlicher Weise. Die Schwierigkeit, hegemoniale Männlichkeit zu bestimmen, wäre dann ein Zeichen ihres »Erfolgs«.

Angesichts der immer noch bestehenden begrifflichen Verwirrungen um »hegemoniale Männlichkeit«, die auch dieser Sammelband möglicherweise nicht hinreichend klären können, stellt sich die Frage, ob es nicht an der Zeit ist, den Begriff zu Gunsten eines differenzierteren Begriffsapparates zu modifizieren, der die hier diskutierten Dimensionen und Unterscheidungen berücksichtigt. Das bedeutet mitnichten, Connells Konzept zu den Akten zu

49 Bourdieu, 1997, 165.

50 Vgl. Simmel, 1985.

legen, sondern stattdessen seine Arbeiten, wie er es selbst formuliert hat, nicht als ein fest geschlossenes System im Sinne einer hegemonialen Theorie zu begreifen, sondern »eher [als] ein Netzwerk von Einsichten und Argumenten über Zusammenhänge«⁵¹. Dies würde auch die Möglichkeit eröffnen, die materielle/ökonomische Fundierung der Machtbeziehungen und die Erfahrungsdimension⁵², die in Connells Konzept eine zentrale Rolle spielen, aber hinter einer Überbetonung der kulturellen Dimension von Hegemonie zurückzutreten sind, wieder stärker ins Blickfeld der Forschung zu rücken. Hegemoniale Männlichkeit wäre dann sowohl als ein gesellschaftstheoretisches Konzept zu begreifen, das auf die jeweilige gesellschaftlich institutionalisierte Praxis hegemonialer Männlichkeit gerichtet ist, als auch in einem handlungstheoretischen Zugriff als generatives Prinzip der Konstruktion von Männlichkeit und des männlichen Habitus. Ein großer Teil der Begriffsverwirrung scheint uns in der mangelnden Unterscheidung dieser Dimensionen begründet zu sein.

Literatur

- Bohnsack, Ralf: Der Habitus der »Ehre des Mannes«. Geschlechtsspezifische Erfahrungsräume bei Jugendlichen türkischer Herkunft, in: Döge, Peter; Meuser, Michael (Hg.): *Männlichkeit und soziale Ordnung*, Opladen 2001, 49–71
- u.a.: *Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendlichen*, Opladen 1995
- Bourdieu, Pierre: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt M. 1993
- Männliche Herrschaft, in: Dölling, Irene; Kraus, Beate (Hg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt M. 1997, 153–217
- Ders.; Wacquant, Loïc J. D.: *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt M. 1996
- Bude, Heinz: Die Überflüssigen als transversale Kategorie, in: Berger, Peter; Vester, Michael (Hg.): *Alle Ungleichheiten. Neue Spaltungen*, Opladen 1998, 303–382
- Carrigan, Tim R.; Connell, R.W.; Lee, John: Toward a New Sociology of Masculinity, in: *Theory and Society* 14 (1985), 551–604
- Connell, Bob: Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse, in: *Das Argument* 157 (1986), 330–344
- Connell, Robert W.: *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*, Cambridge 1987
- Neue Richtungen für Geschlechtertheorie, Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik, in: Armbruster, Christof L.; Müller, Ursula; Stein-Hilbers, Marlene (Hg.): *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*, Opladen 1995, 61–83

51 Connell, 1985, 331.

52 Vgl. hierzu auch die Argumentation von Hämmerle in diesem Band.

- »The Big Picture«: Formen der Männlichkeit in der neueren Weltgeschichte, in: *Widersprüche* 56/57 (1996), 23–45
- Männer in der Welt: Männlichkeiten und Globalisierung, in: *Widersprüche* 67 (1998), 91–106
- *Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit*, Opladen 1999
- Dinges, Martin: *Der Mannmeister und der Finanztrichter. Ehre, Geld und soziale Kontrolle im Paris des 18. Jahrhunderts*, Göttingen 1994
- Geschlecht und Ehre in der frühen Neuzeit. Französische und Deutsche Beispiele, in: *Volkskundlich Bulletin* 23 (1997) 3, 171–196
- Dölling, Irene: »Geschlecht« – eine analytische Kategorie mit Perspektive in den Sozialwissenschaften?, in: *Postdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* 1 (1999), 17–26
- Donaldson, Mike: What Is Hegemonic Masculinity, in: *Theory and Society* 22 (1993), 643–657
- Elias, Norbert: *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt M. 1989
- Frevort, Ute: *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München 1991
- Hack, Sabine: Deviante Subjekte. Normalisierung und Subjektformung, in: Sohn, Werner; Mertens, Herbert (Hg.): *Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*, Opladen, Wiesbaden (1999), 65–84
- Hearn, Jeff: From hegemonic masculinity to the hegemony of men, in: *Feminist Theory* 5 (2004), 49–72
- Hradil, Stefan: *Soziale Ungleichheit in Deutschland*, Opladen 1999
- Inheteven, Katharina: Ritual, Spiel und Vergemeinschaftung bei Hardcorekonzerten, in: Trotha, Trutz von (Hg.): *Soziologie der Gewalt*, Opladen, Wiesbaden 1997, 235–259
- Kimmel, Michael: *Manhood in America. A Cultural History*, New York 1996
- Klein, Gabriele; Friedrich, Malte: Is this real? Die Kultur des HipHop, Frankfurt M. 2003
- Kühne, Thomas: Rezension: Wolfgang Schmale: Geschichte der Männlichkeit in Europa, <http://hszkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2004-1-093>
- Lenz, Ilse: Grenzziehungen und Öffnungen: Zum Verhältnis von Geschlecht und Ethnizität zu Zeiten der Globalisierung, in: Lenz, Ilse; Germer, Andrea (Hg.): *Wechselnde Blöcke. Frauenforschung in internationaler Perspektive*, Opladen 1996, 200–228
- Meuser, Michael: *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*, Opladen 1998
- »Doing Masculinity« – Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns, in: Dackweiler, Regina-Maria; Schäfer, Reinhilde (Hg.): *Gewaltverhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt*, Frankfurt M., New York 2002, 53–78
- Wettbewerb und Solidarität. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Männergemeinschaften, in: Arx, Sylvia u.a. (Hg.): *Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche*, Tübingen 2003, 83–98
- Strukturübungen. Peer Groups, Risikohandeln und die Aneignung des männlichen Geschlechthabitus, erscheint in: Flaake, Karin; King, Vera (Hg.): *Männliche Adoleszenz*, Frankfurt M., New York 2005
- Mosse, George L.: *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*, Frankfurt M. 1997
- Münkler, Herfried: *Die neuen Kriege*, Reinbek bei Hamburg 2002

- Objartel, Georg: Die Kunst des Beleidigens. Materialien und Überlegungen zu einem historischen Interaktionsmuster, in: Cherubim, Dieter; Henne, Helmut; Rehbock, Helmut (Hg.): *Gespräche zwischen Literatur und Alltag. Beiträge zur germanistischen Gesprächsforschung*. Tübingen 1984, 94–122.
- Rommelspacher, Birgit: *Dominanzkultur. Texte zur Fremdheit und Macht*, Berlin 1995
- Scholz, Sylka: *Männlichkeiten erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer*, Münster 2004
- Männliche Identität und Wehrdienst, in: Ahrens, Jens-Rainer; Apelt, Maja; Bender, Christine (Hg.): *Frauen im Militär*, Wiesbaden 2005, im Druck
- Simmel, Georg: *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*, Frankfurt M. 1985
- Tertult, Hermann: *Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande*, Frankfurt M. 1996

Autorinnen und Autoren

Martin Dinges, Stellvertretender Leiter des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Stuttgart, und außerplanmäßiger Professor für Neuere Geschichte an der Universität Mannheim (http://www.igm-bosch.de /f9. htm), Gründer und Koordinator des Arbeitskreises für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung – Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften (AIMGender) (<http://www.ruendal.de/aim/gender.html>).
 Forschungsschwerpunkte: Gesundheitsgeschichte der Neuzeit; Geschlechtergeschichte.

Publikationen: *Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Göttingen 1998 (Herausgeber); *Patients in the History of Homoeopathy*, Sheffield 2002 (Herausgeber); Stand und Perspektiven der »neuen Männergeschichte« (Frühe Neuzeit), in: Marguërite Bos/ Bettina Vincenz u.a. (Hg.): *Erfahrung. Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffes in der Geschlechtergeschichte*. Beiträge der 11. Schweizerischen Historikerinnentagung 2002, Zürich 2004, S. 71–96

Marian Füssel, Dr. phil., Neuere und Neueste Geschichte; wissenschaftlicher Assistent am Historischen Seminar der Universität Münster. Forschungsschwerpunkte: Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Kulturgeschichte militärischer Gewalt in der Frühen Neuzeit.

Publikationen: *Raum und Konflikt. Zur symbolischen Konstituierung gesellschaftlicher Ordnung in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Münster 2004 (Hg. mit Christoph Dartmann und Stefanie Rühler); *Ordnung und Distinktion. Praktiken sozialer Repräsentation in der ständischen Gesellschaft*, Münster 2005 (Hg. mit Thomas Weller); *Geliebtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der frühen Neuzeit*, Darmstadt 2005 (im Druck).

Nicole Grochowina, promovierte Historikerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Forschungsschwerpunkte: Rechtsgeschichte, Geschlechtergeschichte.